

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,  
Berlin S. 14 — Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Felix Kummer  
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rößlerstraße 16  
Fernsprecher S.-A. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag  
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverzeichnisse  
Schriftsätze ohne Freilassung werden nicht zurückgeliefert

### Metallarbeiterlöhne in Rheinland-Westfalen

Weitere Ergebnisse der Erhebung über die tatsächlichen Löhne der deutschen Arbeiter im Oktober 1928 hat jetzt das Statistische Reichsamt (in „Wirtschaft und Statistik“ Nr. 17) veröffentlicht, und zwar über die metallverarbeitenden Industrien Rheinland-Westfalens. In den Bezirken Nordwest, Pagen, Welber, Remscheid, Solingen, Köln wurden in 21 Orten 136 Betriebe mit 55 600 Arbeitern aus folgenden Industriezweigen untersucht: Fabrikation von Eisen-, Stahl- und Metallwaren; Maschinenbau; Kessel- und Apparatebau; Eisenbau; Bau von Land- und Luftfahrzeugen; Bau von Eisenbahnwagen; Elektrotechnische Industrie; Feinmechanik und Optik. Die 55 600 Arbeiter sind fast ein Fünftel aller in der weiterverarbeitenden Industrie Rheinland-Westfalens beschäftigten Metallarbeiter und rund die Hälfte der weiterverarbeitenden Metallarbeiter in den 21 Orten. Stets sind nur die männlichen über 21 Jahre und die weiblichen über 18 Jahre einbezogen.

Die Ergebnisse schließen sich durchaus jenen über die Metallarbeiter Berlins an, die wir vor zwei Monaten (in Nr. 27 und 28 der MZ) besprochen haben. Von den in die Untersuchung Einbezogenen waren:

Gelernte Facharbeiter . . . . .	28800 = 51,8 vH
Angelernte . . . . .	18800 = 24,9
Ungelernte Hilfsarbeiter . . . . .	8750 = 15,7
Frauen . . . . .	4250 = 7,6
Zusammen 55600 = 100	

Von den Männern waren also weitestens die meisten, nämlich 85 vH, gelernte oder wenigstens angelernte Facharbeiter mit den höchsten Löhnen. In der Tat standen auch hier wieder die männlich ausbezahlten Löhne hoch über den Tarifen; sogar noch weit mehr als in Berlin. In Berlin bekamen die Metallarbeiter 5 bis 12 vH mehr, als tariflich vereinbart, in Rheinland-Westfalen 22 bis 29 vH mehr. Sogar die Löhne der Frauen standen bei Zeitlohn um 14 vH, bei Stücklohn um fast 24 vH über den Tarifen. Man kann also nicht sagen, daß sich die Unternehmer in jenem Bezirk lumpen lassen. (Es handelt sich, wohl verstanden, hier nur um die metallverarbeitende Industrie.) Und wie hoch waren nun die Löhne, die die Metallarbeiter mit solcher Tarifüberschreitung bekamen?

Der Bruttoverdienst (ohne Abzug der Steuern und Sozialabgaben), den die Metallarbeiter in den 21 Orten erreichten, betrug durchschnittlich:

Facharbeiter in Stücklohn . . . . .	58,85 M die Woche
Zeitlohn . . . . .	52,20
Angelernte in Stücklohn . . . . .	58,-
Zeitlohn . . . . .	44,30
Hilfsarbeiter in Stücklohn . . . . .	48,50
Zeitlohn . . . . .	40,60

Wie hoch die Steuern und Sozialbeiträge waren, wird leider nicht mitgeteilt. In Berlin betragen sie um dieselbe Zeit etwas mehr als 11 vH des Bruttoverdienstes. Wir haben keinen Anlaß anzunehmen, daß es in Rheinland-Westfalen anders war. Segen wir demgemäß 11 vH ab, so ergibt sich als Reinerwerb für:

Facharbeiter in Stücklohn 50,70 M die Woche = 2635 M
Zeitlohn 46,45 „ = 2416
Angelernte in Stücklohn 47,20 „ = 2455
Zeitlohn 39,45 „ = 2050
Hilfsarbeiter in Stücklohn 43,15 „ = 2245
Zeitlohn 36,15 „ = 1880

Wieder erinnere ich daran, daß für Berlin (vom dortigen Statistischen Amt) die Kosten des notdürftigsten Lebensunterhalts einer kleinen Arbeiterfamilie im Sommer 1928 auf 2400 M das Jahr berechnet worden sind, ohne Steuern und Sozialbeiträge. Nach aller Erfahrung ist das Leben in Rheinland-Westfalen teurer als in Berlin. Während zum Beispiel im Januar 1925 (es ist das die letzte bekannt gegebene „Leuerungszahl“) eine bestimmte Menge Bedarfsgüter für vier Wochen in Berlin knapp 109 M kostete, erreichte der für dieselben Güter aufzubewehende Betrag in den Städten Duisburg, Köln, Essen, Düsseldorf, Dortmund, Gelsenkirchen 116,20 M, das heißt 7 vH mehr als in Berlin. Regen wir daselbe Verhältnis zugrunde, so kostete in Rheinland-Westfalen 1928 der notdürftigste Lebensunterhalt (immer ohne Steuern und Sozialbeiträge) 2570 M, und es ergibt sich, daß nur die gelernten Facharbeiter diesen Betrag erreichen konnten, und auch nur dann, wenn sie in Afford arbeiteten. Alle anderen hatten weniger, viel weniger, bis herab zu 1880 M, womit ihnen volle 27 vH an dem notwendigsten Lebensunterhalt fehlten. Mit anderen Worten: die ungelerten Metallarbeiter Westfalens müßten eine Lohnzulage von nicht weniger als 36 vH ihres bisherigen Lohnes kriegen, wenn sie imstande sein sollen, sich und ihre Familien nur eben knapp auszureichen zu ernähren und die jeden Tag verbrauchte Arbeitskraft notdürftig wiederherzustellen. Das ist der Erfolg der weit über Tarif erhöhten Löhne.

Aber weshalb greifen wir gerade die schlechtest bezahlte Gruppe heraus, die auch nicht besonders zahlreich ist? In der Tat, von allen 51 400 männlichen Arbeitern, auf die sich die Untersuchung erstreckt, haben nur 6250 Hilfsarbeiter in Zeitlohn für 1880 M im Jahre gearbeitet. Das sind immerhin nur 12,2 vH der Männer. Muß man sie so sehr herabsetzen? Weshalb haben sie nicht wenigstens in Afford gearbeitet, wodurch sich ihr Lohn sofort auf 2250 M gehoben hätte?

Erstens mal sind ja auch 2250 M noch lange nicht so viel, wie sie brauchen. Auch die 2460 M der Angelernten in Stücklohn reichen noch nicht, denn der Lebensunterhalt kostet dort nun einmal fast 2600 M.

Doch davon abgesehen stoßen wir hier auf die ungeheure erste Frage des Affordlohnes überhaupt, die in Berlin nicht so kraft hervortrat, weil dort die Verdienste in

Affordlohn schon nicht mehr so sehr viel größer sind als in Zeitlohn. In Rheinland-Westfalen aber haben die weitaus meisten Metallarbeiter selbst diese ungenügenden Verdienste nur durch Affordarbeit und Überstunden erreichen können. Dabei gab es für die Männer keine reguläre Arbeitszeit unter 48 Stunden die Woche. Meist galten 49 Stunden als regelmäßig, so daß es erst darüber hinaus einen Überstundenzuschlag gab. Tatsächlich gearbeitet wurde fast überall 50 bis 51 Stunden. Es war also nur ein winziger Zuschlag, den die Arbeiter bekamen, nur für 1 bis 2 Stunden die Woche. Und doch konnten sie darauf nicht verzichten, wenn sie nicht noch kläglicher hinter dem notwendigen Lebensunterhalt zurückbleiben wollten.

Und außerdem haben drei Fünftel der Männer in Afford gearbeitet. Das Wesen der Affordarbeit besteht aber darin, den Arbeiter zu immer größerer Leistung, immer schärferer Anspannung seiner Kräfte zu zwingen (wodurch sich natürlich eine immer schnellere Abnutzung seiner Lebens- und Arbeitskraft ergibt), zu dem Zweck, auf die Dauer den Lohn zu senken. Erst kürzlich (in Nr. 28 der Metallarbeiter-Zeitung) wurde hier an Hand der Tatsachen nachgewiesen, daß die Höhe der gesamten Arbeitslöhne in Deutschland zum mindesten nicht steigt, wahrscheinlich sogar im Sinken begriffen ist. Hier haben wir einen der Gründe dafür. Karl Marx schrieb schon vor 80 und 80 Jahren (im „Kapital“ und in der Broschüre „Lohnarbeit und Kapital“): „In vielen Industriezweigen hat sich die Gewohnheit herausgebildet, daß der Arbeitstag nur bis zu einem gewissen Punkt als normal gilt. Jenseits dieser Grenze beginnt die Überzeit und wird pro Stunde besser bezahlt.“ Aber „der . . . und der sogenannten

Normalzeit ist so niedrig, daß er dem Arbeiter die besser bezahlte Überzeit aufzwingt, will er überhaupt einen genügenden Arbeitslohn herausklopfen“.

Salten wir also fest: der Lohn wird so niedrig gehalten, daß die Arbeiter zu Überstunden und Affordarbeit gezwungen sind. Was aber sind die Folgen solcher Überanstrengung? Marx schreibt weiter: „Es ist allgemein bekannte Tatsache, daß je länger der Arbeitstag in einem Industriezweig, um so niedriger der Arbeitslohn.“ Wie kommt das? Weil — und man wird sofort sehen, daß dies für jede Arbeitsvermehrung gilt, auch wenn sie durch Affordarbeit geschieht — weil vermehrte Lieferung von Arbeit das Angebot der Arbeiter vermehrt, aber nicht die Nachfrage des Kapitals. Weil sie die Konkurrenz der Arbeiter untereinander vergrößert zum Vorteil des Kapitals. Wer hätte es noch nicht erlebt, daß bei angespannter Steigerung der Anstrengung, wie sie bei Afford unvermeidlich ist und ja auch bezweckt wird — wer hätte es noch nicht erlebt, daß dann über kurz oder lang der Affordtag immer wieder verringert wird? „Der Arbeiter“, sagt Marx, „sucht die Menge seines Arbeitslohnes zu behaupten, indem er mehr arbeitet, sei es, daß er mehr Stunden arbeitet, sei es, daß er mehr in derselben Stunde liefert. . . . Das Resultat ist: je mehr er arbeitet, um so weniger Lohn erhält er, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er in demselben Maße seinen Mitarbeitern Konkurrenz macht . . . , die sich zu ebenso schlechten Bedingungen anbieten wie er selbst, weil er also in letzter Instanz sich selbst Konkurrenz macht.“

Wir sehen die Ergebnisse der Lohnerhebungen in Berlin und in Rheinland-Westfalen sollten die Arbeiter veranlassen, sich ernstlich mit der Frage zu beschäftigen, wohn Affordarbeit und Überstunden auf die Dauer führen müssen in einer Zeit, die ohnehin schon unter grauenhafter Arbeitslosigkeit leidet.

J. B. L. S.

### Das Zentrum wird gewarnt!

Das Zentrum nimmt bei der „Reform“ der Arbeitslosenversicherung eine verächtlich wackelnde Stellung ein. Der Zentrumsabgeordnete Kiehnert ist fast so abbauwütig wie ein schwerindustrieller Volksparteiler oder Deutschnationaler. Er ist darauf verfaßt, möglichst viel von den an sich schon hungernden Arbeitslosen abzuparieren. Das geht selbst den wähllich nicht unbefriedigten christlichen Arbeitern wider den Strich. Mit steigender Erregung verfolgen sie die Winkelzüge ihrer Vertreter im Reichstag. Als Ausdruck dieser Erregung sind die Ausführungen zu werten, die kürzlich Köblich, der Vorsitzende des Ortsrats der christlichen Gewerkschaften in Stuttgart gemacht hat. In einem Vortrag über den Young-Plan, Sozialpolitik und Arbeitslosenversicherung sagte Köblich im besonderen:

„Wenn aber nun schon einflussreiche Stimmen aus dem Lager der Großindustrie laut werden, die finanziellen Erleichterungen zugunsten von Steuererleichterungen für die Wirtschaft zu benutzen, und wenn den breiten Massen die Ertragung der bisherigen Lasten allein angetumelt wird, so muß hiergegen entschieden Widerspruch erhoben werden. Deutschland hätte weder innenpolitisch noch außenpolitisch zu den heutigen gefestigten Verhältnissen gelangen können, wenn nicht die Arbeiterschaft durch politische Einsicht und größte wirtschaftliche Opfer die Rettung des Ganzen ermöglicht hätte. Man vergißt so leicht, daß auch die Arbeiterschaft zur Wirtschaft gehört. . . . daß sich diese Arbeiterschaft um der Rettung der Wirtschaft willen im Jahre 1924 nach der Neufestsetzung der Währung mit wahren Hungerlöhnen und einer verlängerten Arbeitszeit abgefunden hat. Weiterhin sollte man nicht vergessen, daß die technische und organisatorische Umgestaltung der Betriebe, die Einführung des Fließbandes usw. eine gesteigerte Arbeitsleistung mit sich gebracht haben. Die Wirtschaft muß gedeihen, auch der Arbeiterschaft wegen, aber der Reich darf nicht zum Sklaven der Wirtschaft herab-

gedrückt und zu einem fremden Leben verurteilt werden, das nur in der Technik und in der Maschine aufsteht.“

Besonders bedauerlich ist der hartnäckige Kampf, der gegen die Arbeitslosenversicherung geführt wird. Die christliche Arbeiterschaft tritt für Beseitigung wirklicher Mißstände ein, sie erhebt aber Einspruch gegen die beabsichtigte Verschlechterung des ganzen Versicherungswertes, wie sie die Regierungsvorlage vorsieht. Die vorgelegene Begriffsbestimmung über die Arbeitslosigkeit würde eine zwar etwas umschriebene, tatsächlich aber praktisch werdende Neueinführung der Bedürftigkeitsprüfung mit sich bringen. Eine solche widerspricht der Gerechtigkeit und dem Versicherungsgebanten, weil die Versicherten zur Beitragszahlung gezwungen, im Falle der Arbeitslosigkeit aber doch nicht unterstützt werden. Auch die in dem Entwurf vorgesehene Kürzung der Unterstützungen, die Anrechnung der geringen Sozialrenten, die Verlängerung der Wartezeiten und die Bestimmungen über die sogenannten Saisonarbeiter bedeuten zu weitgehende Verschärfungen des geltenden Rechts. Es ist nicht einzusehen, warum nicht das Reich zu größeren Zusatzleistungen herangezogen werden soll, nachdem der Young-Plan eine Verminderung der öffentlichen Lasten mit sich bringen würde. Man sollte auch an die Verwendung des vollen Ertrages der Hauszinssteuer für Baumzwecke denken, was eine starke Belebung des Baumarcktes, der ganzen Wirtschaft und damit eine große Verringerung der Arbeitslosigkeit mit sich bringen würde.“

Die Aussprache bewegte sich im Sinne des Vortrags, ja, war teilweise noch deutlicher für — die bürgerlichen Parteien. Die Meinung der Versammlung soll in einer Entschließung zusammengefaßt den zuständigen Stellen zur Kenntnis gebracht werden. Jedem Zentrumsabgeordneten sollten zwei Stück der Entschließung gesandt werden.

### Die Millionenklage der Unternehmer

#### Ein Nachspiel zum Arbeitszeitkampf in den sächsischen Hüttenwerken

Der Verband der Metallindustriellen im Bezirk Dresden unternimmt gegenwärtig einen Angriff auf das Vermögen des DVB. In einer Schadenersatzklage, die bei dem Arbeitsgericht in Dresden anhängig gemacht wurde, fordert er, haarscharf ausgerechnet, die Zahlung von 2 289 956,25 Mark nebst 4 vH Zinsen wegen angeblicher Verletzung der Vertrags- und Friedenspflicht. Der bezeichnete Schaden soll den Mitteldeutschen Stahlwerken AG in Riesa und dem Gußstahlwerk in Döhlen während des Arbeitszeitkampfes anfangs 1928 entstanden sein. Beklagt ist der DVB als Hauptverband und der Kollege Leichgräber als Bezirksleiter für den Bezirk Dresden. Die Unternehmer haben die Forderung an den Metallindustriellenverband abgetreten, der nun zunächst zur Feststellung des Rechtsanspruchs einen Teilbetrag von 10 000 M fordert.

Der Anlaß zu dem Kampfe im Jahre 1928 war der Schiedsspruch, der vom Schlichter des Freistaates Sachsen für die sächsischen Hüttenwerke zur Regelung der Arbeitszeit gefällt wurde. Maßgebend für diese Regelung hätte gerechterweise die Vereinbarung vom 16. Juli 1927 über die Arbeitszeit in Stahl- und Gußstahlwerken und anderen Anlagen der Großindustrie sein müssen, wonach die Arbeitszeit in diesen Betrieben für einen großen Teil der Arbeiter auf 8 Stunden täglich beschränkt werden sollte. Aber die dahingehenden Hoffnungen gingen fehl. Die Schlichter erfüllten die Wünsche der Unternehmer auf

längere Arbeitszeit über die gesetzliche Regelung hinaus, weil nach ihren Angaben die achtfündige Arbeitszeit für die Schwerindustrie wirtschaftlich untragbar sei und — zum Ruin der deutschen Volkswirtschaft führen müsse. Auch der Schiedsspruch für die sächsischen Hüttenarbeiter war von solchen Gesichtspunkten aus diktiert. In den Hammer-, Press- und Walzwerken und den Röhrengießereien wurde die Arbeitszeit auf 9 Stunden bemessen, und zwar 8 Stunden Arbeit und für Rausen

### Aus dem Inhalt

Metallarbeiterlöhne in Rheinland-Westfalen — Das Zentrum wird gewarnt! — Die Millionenklage der Unternehmer	305
Citroen / der französische Ford	306
Auf der Suche nach kaltem Licht — Dieselmotor in der Flussschiffahrt	307
Von unserm Erbgut — Wenn alle Arbeiterfrauen . . . — Tragödien des Betriebs	308
Abend vor der Stadt — Der Phillister — Das Ende des L. Z. 37 — Macht und Liebe — Märchenzerzähler	309
Die Organisierung der Arbeiterinnen — Ein „revolutionärer“ Kampf in Neunkirchen — Eine KPD-Granate im Reichstag	310
So geht's jetzt in Polen — Der schweizerische Verbandstag — Der schwedische Verbandstag	311

# Citroen - der französische Ford

## Die größte Reklame der Welt und ihr Erfolg

Von Julius Grete

Wenn man abends in Paris auf der Anhöhe des Montmartre steht und über drei Kilometer Dächer hinweg nach dem berühmten Eiffelturm blickt, wird die Dunkelheit jäh durchbrochen; der Turm wird vom Blitz getroffen. Aber man hört keinen Donner. Der Blitz war nur der erste Teil einer Illusion, wie sie das Auge nie vorher gesehen hat. Eine Minute lang gleitet der Blitz auf und ab an dem 300 Meter hohen Turm, der jetzt 40 Kilometer weit zu sehen ist. Dann machen die weißen elektrischen Birnen roten Birnen Platz und der Turm steht in Flammen, die vom Grunde aus entporkeln. Der Turm scheint als verflachte Masse zusammenzustürzen zu wollen, bis langsam eine Fontäne, die wieder aus weißen Birnen gebildet ist, vom Boden entporkelt und die Flammen oben auslöscht. Dieser dritte Teil des Schauspiels nimmt dem Zuschauer den Atem, aber bald verwandelt sich der Strahl in einen Sternregen von sechs verschiedenen Farben, die sich prächtig gegen die Nacht abheben. Eine Flut von Meteoren folgt, einer nach dem andern. Ein roter Fleck bildet sich an der Spitze des Turmes und löst sich schließlich in ein 30 Meter hohes großes C auf. Darauf kommt ein I, dem fünf weitere Buchstaben folgen, so daß sich das Wort „Citroen“ bildet. Das ist die größte Reklame der Welt, für welche die französische Regierung eine Rekorderbeinnahme erhält. Weder die Regierung noch André Citroen verraten den Preis, obgleich beide zugeben, daß er so hoch ist wie der Turm.

So schildert James C. Young in einem Aufsatz der amerikanischen Zeitschrift *The World's Work*, also in einem Lande, das doch an Kleinlichtheiten gewöhnt ist, den überwältigenden Eindruck dieser außergewöhnlichen Reklame, zu der die französische Regierung den Eiffelturm, den Stolz jedes Franzosen, man muß schon sagen, mißbrauchen läßt. Auch vorher schon hat es Citroen, der natürlich während des Krieges zu den größten Kriegsfliegerentwerfern zählte, verstanden, durch außergewöhnliche Reklame von sich reden zu machen. Er ließ als erster die Wüste Sahara von seinen Automobilen durchqueren und veranstaltete eine weitere Reise durch ganz Afrika von Algier bis Kairo.

Der Erfolg ließ nach diesen Anstrengungen nicht auf sich warten. 1919 wurden täglich erst 30 Wagen hergestellt, 1926 schon 58 900 Wagen abgesetzt, 1927 gar 73 800 Stück und in der Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni 1928 41 900 Wagen verkauft. Heute verlassen täglich 400 Wagen die Werkstätten. Der Grund- und Gebäudebesitz reicht heute schon aus, um bis zu 1000 Wagen täglich herauszubringen. Citroen beschränkt sich auf die serienmäßige Herstellung von nur zwei billigen Wagentypen, ist aber besonders seit der Stabilisierung des Franken in weitem Umfange auf den Absatz im Auslande angewiesen, nicht zuletzt, weil in Frankreich viel zu viele Automobilfabriken bestehen. Der Verkaufswert der abgesetzten Wagen betrug in dem Halbjahr 1928 rund 800 Millionen Franken gegen 1210 Millionen Franken im vorhergehenden ganzen Jahre 1927. Der Bericht der Verwaltung sagt hierzu, daß im Gegensatz zu den vorhergehenden Jahren, wo die Einnahmen im gleichen Maße stiegen wie die Zahl der verkauften Wagen, diesmal weit größere Gewinne erzielt wurden. Es ist also gelungen, die Herstellungskosten erheblich zu senken. Der letzte Geschäftsbericht, der auf Grund eines Generalversammlungsbeschlusses nur den Zeitraum eines halben Jahres umfaßt, kann gleich einleitend stolz verkünden, daß die diesmal vorgelegten Zahlen ganz außergewöhnlich befriedigend sind. Zum besseren Verständnis sei hier bemerkt, daß 1 Million Franken heute in deutscher Gelde rund 160 000 M. sind.

Citroen beschäftigte im Jahre 1928 rund 20 000 Arbeiter und Angestellte, im Geschäftsbericht allerdings ist darüber kein Wort zu finden. Die Gesellschaft arbeitet seit 1927, nachdem die auf den ungehörigen Fortgang der Fabrikation ihres größten Abnehmers bedachte Reifenfirma Michelin über die damaligen Schwierigkeiten hinweggeholfen und das internationale Bankhaus Lagar Mitbewerberin geworden war, mit einem Kapital von 300 Millionen Franken, seit Juli 1928 aber mit 400 Millionen Franken, also rund 64 Millionen Reichsmark. Ein Vergleich mit der Opel AG., die mit 60 Millionen Mark arbeitet, ist also wohl am Platze. Die Opelwerke, die bei der Umwandlung in eine Aktiengesellschaft die Zahl ihrer Betriebsangehörigen mit 12 000 angaben, brachten es zu Beginn dieses Jahres erst auf eine Tagesproduktion von 200 Wagen. Gewinnzahlen sind noch nicht bekannt, da eine Erfolgsrechnung noch nicht vorliegt. Bei Citroen hat der Rohgewinn im ersten Halbjahr 1928 rund 122 Millionen Franken betragen gegen 127,9 Millionen Franken im ganzen vorhergehenden Jahre 1927. Der Gewinn hat sich also fast verdoppelt. Da in dem fraglichen Halbjahr 41 867 Wagen abgesetzt wurden, ergibt sich für jeden Wagen ein Bruttoverdienst von fast 3000 Franken, das sind 480 M.

deutscher Währung. Bei Opel ist der Gewinn am einzelnen Wagen wesentlich höher, was am besten durch die beträchtlichen Preisberabsetzungen bewiesen ist, die infolge des amerikanischen Einflusses inzwischen erfolgt sind.

Citroen hat nicht nur Niederlassungen in zahlreichen Städten Frankreichs und den französischen Kolonien, besonders in Nordafrika, sondern unterhält auch in Berlin, London, Brüssel, Kopenhagen, Madrid, Amsterdam, Mailand, Bissabon, Genf, neuerdings auch in Schweden Filialen, die sämtlich luxuriöse Ausstellungsräume besitzen (in Berlin Unter den Einden). Überall werden Reparaturwerkstätten unterhalten, in Deutschland (Köln), in England, Belgien und Italien bestehen daneben größere Montagewerkstätten, wo die in Frankreich hergestellten Einzelteile zusammengefeuert werden. Als Tochtergesellschaften von Citroen bestehen außerdem Fabriken von Zubehörteilen, die auch für fremde Rechnung arbeiten und ein eigenes Automobilunternehmen, dessen Wagen in Paris und den übrigen französischen Großstädten laufen. Von 1927 zu 1928 hat sich nach Angabe des Geschäftsberichts die Zahl der eigenen Automobile von 1000 auf 2700 vermehrt. Der Bericht sagt, daß diese Automobile sich großer Beliebtheit erfreuen und die Einnahmen so befriedigend sind, daß die Abschreibung des Anschaffungspreises in ganz kurzer Frist möglich ist. Natürlich besteht auch eine Absatzfinanzierungs-Gesellschaft, um Wagen an Preise zu verkaufen zu können, die zur Zahlung des vollen Kaufpreises nicht auf einmal in der Lage sind. Heute kommt in Frankreich bereits auf rund 40 Einwohner ein Kraftwagen, das ist ein viermal so günstiges Verhältnis als in Deutschland. Der Abstand zu den Vereinigten Staaten, wo schon auf 4 bis 5 Einwohner ein Auto kommt, ist allerdings noch erheblich.

Die Grundstücke und Gebäude stehen in der Bilanz mit 232 Millionen Franken, Maschinen mit 321 Millionen Franken zu Buch, das entspricht einem deutschen Werte von 37 Millionen oder 51 Millionen Mark. Bei Opel standen in der Eröffnungsbilanz die Anlagen mit 37,5 Millionen Mark zu Buch. Die Außenstände werden bei Citroen mit 228 Millionen Franken ausgewiesen, worunter 143 Millionen Franken Forderungen an Tochtergesellschaften. Die Schulden betragen 393 Millionen Franken, worunter Forderungen der Lieferanten rund 80 Millionen, Wechselverpflichtungen 162 Millionen Franken ausmachen. Das Verhältnis zwischen Außenständen und Schulden ist also kein günstiges. Bankguthaben und Barbestände machen 55,8 Millionen Franken aus, die Beteiligungen stehen mit 24 Millionen Franken zu Buch. Die Borräte haben sich von 257 Millionen am 31. Dezember 1927 auf 189 Millionen Franken am 30. Juni 1928 vermindert. Nach Abschreibungen, Auffüllung der Reserven usw. bleibt von dem Rohgewinn von 122 Millionen Franken nur ein Beitrag von 968 000 Franken, der auf neue Rechnung vorgetragen wird, nachdem vorher den Stammapkassen 7 vH und den Vorzugsaktien 8 vH Dividende für das Halbjahr anteilig gezahlt wurden, wofür zusammen 11,5 Millionen Franken erforderlich sind.

Obgleich die französische Automobilindustrie gewiss auch ihre Sorgen hat, schon wegen des zu befürchtenden Eindringens der amerikanischen Wagen und wegen der am 1. Januar 1930 bevorstehenden Inkraftsetzung der Sozialversicherung sowie der Reform des Schlichtungswesens, ist der Bericht frei von Klagen. Ja, von der Arbeiterschaft ist überhaupt nicht ein Wort die Rede. Der Bericht, der sich im übrigen durch einen in Vergleich mit deutschen Rechenschaftsberichten auffällig höflichen Ton gegenüber den Aktienbesitzern auszeichnet, enthält noch nichts über die Befürchtungen der französischen Industrie, daß ihr die Vorzugsstellung, die sie infolge der niedrigen Löhne, der rückständigen Sozialpolitik auf dem Weltmarkt eingenommen hat, verlorengehen könnte. Nicht selten wird von deutschen Unternehmern, die nach verlorengegangenen Absatzgebieten auf dem Weltmarkt schielen, auf die rückständigen französischen Löhne und auf die ebenso rückständige französische Sozialpolitik voller Sehnsucht hingewiesen. Wie schlimm es in dieser Beziehung aussieht, mag eine Statistik des Bulletin de la Statistique Generale de la France beweisen, wonach im Jahre 1928 der Tagelohn eines Metallarbeiters in Paris 42,30 Franken betragen hat, das sind kaum 7 M. deutscher Währung, in der französischen Provinz ist es noch weniger, denn dort erreichen die Löhne kaum mehr als die Hälfte, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Wechsler für Groß- und Kleinhandelspreise auf über 600 steht, und die Kleinhandelspreise, die nach der Stabilisierung des Franken zurückblieben, dauernd im Steigen sind. Sowohl es in Frankreich zurzeit keine nennenswerte Arbeitslosigkeit gibt, kann bei der geringen Kaufkraft des Lohnes der französische Arbeiter an die Anschaffung eines Autos nicht denken.

insgesamt eine Stunde. Außerdem wurde je Schicht eine Stunde Mehrarbeit für zulässig erklärt, wenn es wirtschaftlich erforderlich erscheint. In den Thomass-, Martin-, Gießerei- und Eisgießereien wurde wohl das Dreischichtsystem bevorzugt, aber dafür Sonntagarbeit gestattet, die bis dahin in den schichtförmigen Betrieben nicht üblich war. Während bisher die Sonntagsschicht abends 10 Uhr begonnen hätte, sollte sie nunmehr bereits um 2 Uhr nachmittags beginnen, weil um 7 Uhr der erste Eisenabstich erfolgen sollte.

Mit Empörung wurde der Schiedsspruch von der Arbeiterschaft einmütig abgelehnt. Er wurde außerdem von der Bezirksleitung als ungültig bekämpft. Die zugelassene Mehrarbeit aus rein wirtschaftlichen Gründen steht im Widerspruch zu der Verordnung über die Arbeitszeit der Eisenarbeiter und auch die Sonntagarbeit in den Stahlwerken in dem freigegebenen Umfang war nach Ansicht der Bezirksleitung ein Verstoß gegen das gesetzliche Verbot der Sonntagarbeit. Jeder Vertrag, der gegen ein gesetzliches Verbot verstößt, ist ungültig. In dieser Rechtsauffassung wurde unsere Verbandleitung von namhaften Männern der Wissenschaft im Arbeitsrecht unterstützt. Aber trotz aller Abwehr wurde der Schiedsspruch am 9. Januar 1928 vom Reichsarbeitsminister Brauns verbindlich erklärt.

Die Empörung der Arbeiterschaft wurde noch durch einen Gewaltakt der Unternehmer gesteigert. Noch ehe der Schiedsspruch verbindlich war, noch ehe die Unternehmer auch nur ein scheinbares Recht auf die Mehrarbeit hatten, wurde die Belegschaft in dem Werke Gröbzig, etwa 2000 Arbeiter, am 2. Januar 1928 ausgesperrt, weil sich die Arbeiter auf die zunächst allein maßgebende Verordnung vom 27. Juli 1927 stützen und Mehrarbeit darüber hinaus ablehnten. Diese Aussperrung trug dazu bei, daß sich die Wogen der Erregung nur schwer glätten ließen. In den weiterverarbeitenden Werken wurde auch nach der Verbindlichklärung die verlängerte Sonntagsschicht ab 2 Uhr nicht geleistet und als erstmalig am 20. Januar die neunste Stunde verteidigt wurde, die bis dahin geleistet worden war, erfolgte die Aussperrung auch in den Werken Riesa und Döhlen am 21. Januar. Insgesamt waren nun etwa 8000 Arbeiter ausgesperrt. Die Aussperrung dauerte bis zum 1. März 1928. Mit diesem Tage wurde der Kampf durch ein provisorisches Abkommen beendet. Alle Arbeiter kehrten an ihre Arbeitsplätze zurück.

Nach der Verbindlichklärung hat die Bezirksleitung den Arbeitern durch die Funktionäre in eindringlichster Weise zur Kenntnis gebracht, daß mit Eintritt der Verbindlichklärung der Schiedsspruch nur noch auf gerichtlichem Wege angefochten werden konnte. Dies ist auch erfolgt. Das Arbeitsgericht Dresden erklärte in seinem Urteil vom 6. Februar 1928 den Schiedsspruch für ungültig, weil er gegen gesetzliche Bestimmungen über die Sonntagarbeit verstößt. Das Landesarbeitsgericht hat jedoch das Urteil aufgehoben und auch unsere Revision beim Reichsarbeitsgericht hatte keinen Erfolg.

Auf Grund dieser Entscheidung hat nun der Metallindustriellenverband die Willkürklage gegen den VAB erhoben. Neben 1 1/2 Jahre noch Beendigung des Kampfes ist ihm das Verbot der Zurückweisung dieser Forderung gekommen, nachdem das Abkommen längst abgelaufen und ein neues an seine Stelle getreten ist.

Die Metallindustriellen erstreben mit der Klage aber noch ein weiteres Ziel. Sie richten diese gegen den VAB als Gesamtverband und nicht gegen die Bezirksleitung, obwohl doch diese als Tarifpartei aufgetreten ist und nicht der Gesamtverband. Sie bestrafen die Tariffähigkeit der Bezirksleitungen des VAB überhaupt. Nach dem Verbandsstatut seien diese nur Verwaltungsglieder des Hauptverbandes, aber keine tarifliche Organisationsorgane. Diese Frage ist bereits durch das Reichsarbeitsgericht in der Schadenersatzklage der Thüringer Metallindustriellen gegen den VAB in dem Urteil vom 25. Mai 1927 sowie in dem Urteil des RAG vom 7. November 1928 über die Gültigkeit des Schiedsspruches für die sächsischen Hüttenwerke dahingehend entschieden, daß die Bezirksleitungen tariffähige Organisationsorgane sind. Aber immer wieder rennen die Unternehmer gegen diese Entscheidungen an. Es wird in der Klagebegründung offen zugegeben, daß dies aus dem Bestreben heraus erfolgt, den Verband mit seinem ansehnlichen Vermögen als Vertragsgegner zu haben und nicht die Bezirksleitung, die kein Vermögen besitzt.

Das Arbeitsgericht Dresden hat nun am 5. September 1929 die erste Entscheidung gefällt. Das Urteil schließt sich der Rechtsprechung des Reichsarbeitsgerichts und des RAG in der Frage der Tariffähigkeit der Bezirksleitungen an. Es erkennt die Bezirksleitungen als tariffähige Organisationsorgane an und weist deshalb die Klage gegen den VAB als Gesamtverband ab. Er kann im vorliegenden Falle, weil er nicht Tarifpartei war, nicht hauptberuht werden. Das Arbeitsgericht weist aber auch die Klage gegen den Kollegen Leininger als Bezirkseisenmeister ab. Die Klage gegen ihn läuft sich darauf, daß er im Rahmen des Verbandes gehandelt habe. Nach § 54 des Bürgerlichen Gesetzbuches heißt es: „Ein Rechtsgeschäft, das im Namen eines nicht rechtsfähigen Vereins vorgenommen wird, der Handelnde persönlich.“ Im Urteil wird nun gesagt, daß die Abweisung der Klage gegen den Kollegen Leininger nicht ohne weiteres die Abweisung der Klage gegen den Verband mit sich bringe, da für dessen Haftung eine Haftung sei, ob der Hauptverband oder der Bezirksverband Vertragsgegner gewesen sei. Aber die Bestimmung des § 54 BGB könne hier nicht angewendet werden. Zunächst ist in dem Schlichtungsverfahren gar nicht als Vertreter der Tarifpartei aufgetreten, sondern er ist Teilnehmer in der Schlichtungsphase gewesen. Aber selbst wenn die Klage gegen den Kollegen Leininger nicht abgewiesen wäre, der im existierenden Stadium seinen Verband vertreten hätte, läge noch keine Haftung gemäß § 54 BGB für ihn vor, da der Tarifabstimmung kein Einverständnis war, sondern die Verhandlung durch die Verbindlichklärung herbeigeführt worden ist. Die Verbindlichklärung eines Tarifvertrages erfolgt lediglich die Unterschrift der unterzeichneten Partei. Über die Partei hinaus reicht aber die Wirkung der Verbindlichklärung nicht. Der Zwangsanzug liegt wohl grundsätzlich dem freiwillig abgeschlossenen Tarif zugrunde, doch könnte aber nur, wenn die Parteien eines Zwangsanzuges gewisse Pflichten ablegen, wie die Parteien eines freiwilligen Tarifes, nicht aber, daß die verbindliche Haftung desjenigen, der für einen nicht rechtsfähigen Verein einen Tarif unterzeichnet habe, zunächst den der Unterzeichnung bedingenden Geschäftsführer trifft, der zeitlich in Schlichtungsverfahren verhandelt habe. Somit war die Klage auch gegen den Verband abzulehnen.

Mit der Aufhebung des Arbeitsgerichts ist der Angriff auf das Vermögen anderer Verbände zunächst abgewehrt. Es bleibt abzuwarten, wie das Landesarbeits- und das Reichsarbeitsgericht, die sich früher noch mit dem Reichsrat zu beschäftigen haben, die Urteile sehen werden. Eine Entscheidung über die Zulassung hat das Arbeitsgericht nicht getroffen, aber auch hier würde es höchstwahrscheinlich gelungen, dem VAB eine Verletzung der tarifvertraglichen Pflichten nachzuweisen. A. Schiller

### Der Weltkrieg des Graf Zeppelin

Der „Graf Zeppelin“ flog in 24 Tagen um die Erde. Das Luftschiff nahm den Weg über Rußland, Sibirien, überquerte den großen Ozean, überflog den amerikanischen Kontinent, überquerte nach beiden Seiten den Äquator und schied nach und nach über dem Pazifik in die Westsee, um schließlich am Boden zu landen. Das ist in der Geschichte der Menschheit ein großes Ereignis. In erster Linie ist es für die Zukunft ein bemerkenswerter Flug. Sind doch die Entfernungen eines Landes zum anderen nicht nur durch die Luftschiffe zu überbrücken, sondern auch durch die Luftschiffe.

Im ganzen wurden rund 33 000 Kilometer in etwa 12 Tagen zurückgelegt. Die Durchschnittsgeschwindigkeit, mit der das Luftschiff flog, betrug etwa 115 Kilometer je Stunde. Im einzelnen wurden die Etappen von Landungsplatz zu Landungsplatz in folgender Zeit zurückgelegt: Sibirien-Rußland—Sankt Petersburg—11 744 Kilometer in 101 Stunden 49 Minuten; Sankt Petersburg—Das Ängel 6683 Kilometer in 79 Stunden 54 Minuten; Das Ängel—New York 4737 Kilometer in 51 Stunden 13 Minuten; Sankt Petersburg—Sankt Petersburg 6000 Kilometer in 67 Stunden. Das sind Leistungen, wie sie bis dahin noch kein Flugzeug erreicht haben. Das erste Luftschiff hat dadurch seine Existenzberechtigung erwiesen, wenn folgen zahllose Höchstleistungen wirtschaftliche Verwendungsmöglichkeiten zeigen konnten. Es ist möglich, daß auch Flugzeuge mit dem Grafen Zeppelin zu Landungsplätzen gelangen.

Im Jahr 1914 mit dem selbstverwundenden Unfall geriet Zeppelins Luftschiff auf dem Meer. Die Besatzung wurde gerettet, das Luftschiff aber zerstört. Seitdem hat die Luftschiffahrt in Europa fast ganz aufgehört. Heute wird aber wieder eine neue Ära der Luftschiffahrt eingeleitet. Die Luftschiffahrt hat sich in der letzten Zeit sehr rasch entwickelt. Die Luftschiffahrt hat sich heute auf dem Gebiet der Luftschiffahrt zu entwickeln. Die Luftschiffahrt hat sich heute auf dem Gebiet der Luftschiffahrt zu entwickeln.

### Entwicklung der Kraftfahrzeugindustrie

Als Hauptmerkmale der Produktionslage des Jahres 1927 in der Kraftfahrzeugindustrie werden vom statistischen Reichsamt angeführt: „Kleiner Arbeiter, höhere Löhne, starke Steigerung der mengenmäßigen Produktion, verhältnismäßig geringere Zunahme des Gesamtwertes.“ Mit diesen Worten ist die Entwicklung der Fahrzeugproduktion schon gekennzeichnet. Die Produktion betrug:

von 1915		von 1925	
84 256	Kraftwagen	1831	151
91 170	Personenwagen und Fahrgestelle (einschließlich Krankenwagen)	583	191
23 707	Last- und Lieferwagen und Omnibusse (einschließlich Fahrgestelle)	847	158

Deutschland hat also seine Produktion in Kraftwagen in 14 Jahren um das 16fache gesteigert. Die Erzeugung von Personenwagen stieg um mehr als das 6fache und die von Last- und Lieferwagen um das 8 1/2fache. Aber auch von 1925 bis 1927 hat sich die Produktion um das 1 1/2fache bei Kraftwagen und Lastwagen und beinahe um das Dreifache in Personenwagen gehoben.

**Wie leicht sie 150 000 M. verdienen!**  
Während die Arbeiterschaft in jeder Hinsicht Lohnforderungen immer häufiger zu hören hat, wissen manche Industriellen nicht, wie sie das Geld verdienen können. So ist bekannt geworden, daß der Sohn des vor kurzem verstorbenen Generaldirektors der AGO, Scheinert Felix Deutsch, einem Theaterunternehmen den Betrag von 150 000 M. unter der Bedingung zur Verfügung gestellt hat, daß seine Geliebte, eine Schauspielerin, beschäftigt werden würde. Das wäre nun ganz gut und schön, aber die Zahlungen dieses edlen Menschenfreundes wurden in dem Augenblick eingestellt, als sich seine Beziehungen zu der Schauspielerin gelodert hatten.



# Technik und Werkstatt



## Auf der Suche nach kaltem Licht

Von Ernst Trebesius

Der Kienspan des Höhlenbewohners war die erste Befriedigung menschlichen Lichtbedürfnisses — das kalte Licht des Chemikers der Zukunft wird einst Abschluß und Krönung unseres vieltausendjährigen Suchens nach dem wohlfeilen Ersatz des Sonnenlichtes sein. Wann die ideale Lichtquelle, die die zugeführte Energie restlos oder doch zum überwiegenden Teil in Lichtstrahlen umsetzt, verwirklicht sein wird, vermag heute noch niemand vorzusagen. Wohl aber läßt sich mit Bestimmtheit erkennen, daß das lockende Ziel erreichbar ist und früher oder später auch erreicht werden wird. Konnte doch das Geheimnis der natürlichen Vorbilder kalten Lichtes, der Leuchtkäfer und Leuchtbakterien, schon so weit entschleiert werden, daß wir heute die Stoffe kennen, mit denen diese Lichtträger ihre Leuchten speisen. Mit einem Wirkungsgrad speisen, der uns die Rückständigkeit unserer heutigen Lichtquellen geradezu schmerzhaft erkennen läßt. Hier unsere moderne, mit Stickstoff gefüllte Metallfadenlampe mit einem Nutzeffekt von etwa 3,2 vH (96,8 vH der ausgestrahlten Energie geht als Wärme verloren), und da das leuchtende Glühwürmchen und seine noch weit lichtstärkeren Verwandten in den Tropen mit einer Strahlung, die 80 bis 96 vH für das menschliche Auge sichtbares Licht enthält.

Unsere heutigen Lichtquellen, soweit sie Temperaturstrahler sind, müßten also gerade im umgekehrten Verhältnis arbeiten, das heißt nur 3,2 vH der ausgestrahlten Energie als Wärme und 96,8 vH als Lichtstrahlen aussenden, wenn sie ungefähr den gleichen Wirkungsgrad wie die natürlichen Vorbilder des kalten Lichtes aufweisen sollten. Hier setzt die Natur dem Temperaturstrahler jedoch ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Es ist ja bekannt, daß ein mäßig warmer Körper kein Licht ausstrahlt. Seine Strahlen sind dunkel und lediglich als Wärme wahrnehmbar. Erst bei stärkerer Erwärmung treten zu den dunklen die sichtbaren Strahlen. Der Körper beginnt zu glühen. Bei 540 Grad besitzt er Rotglut, die bei weiterer Temperaturzunahme immer heller wird und bei 1200 Grad in Weißglut übergeht. Hieraus geht ohne weiteres hervor, daß unsere Glühlampen, die ebenfalls erst zu leuchten beginnen, wenn ihre Drähte hinreichend erhitzt werden, nur eine geringe Nutzwirkung haben können, da eben nur ein herzlich geringer Teil des verbrauchten Stromes in Lichtstrahlen umgesetzt wird.

Natürlich haben die Elektrotechniker diese Eigenart der Temperaturstrahler von Anfang an als einen großen Mangel empfunden und auf Abhilfe gesonnen. Ihre Bestrebungen gingen darauf hinaus, Lichtquellen zu schaffen, die schon bei verhältnismäßig geringen Temperaturen zum Leuchten kommen. In den Geißlerschen Röhren ist dies auch gelungen. Diese senden bereits bei etwa 100 Grad Innentemperatur ein sehr helles Licht aus, während die Temperaturstrahler bei 540 Grad erst Rotglut aufweisen. Die Geißlerschen Röhren sind nichts als Glasröhren, in deren geschlossene Enden Elektroden eingeschmolzen sind. Wird an die Elektroden eine Hochspannung angelegt und die Glasröhre langsam luftleer gepumpt, so ist zunächst überhaupt kein Leuchten zu sehen. Erst wenn die Luft der Röhre immer dünner wird, tritt von einem bestimmten Vakuum ab ein dünner geschwängelter Lichtfaden zwischen den Elektroden auf, der bei immer weiter gediehener Luftverdünnung schließlich die ganze Röhre ausfüllt und eine schöne Färbung aufweist. Wird die Luft in der Röhre noch weiter verdünnt, dann verschwindet das Licht sogar wieder vollständig, es treten die unsichtbaren Kathodenstrahlen auf, an denen der Lichttechniker jedoch kein Interesse hat. Die Geißlerschen Röhren konnten von dem Amerikaner Moore vor dem Kriege wesentlich vervollkommen werden. Die Leuchtröhren spielen heute in der Reklame eine hervorragende Rolle. Je nach der Gasfüllung der Röhren lassen sich verschiedene Lichtfarben erzielen. Werden die Röhren mit dem Edelgas Neon gefüllt, so leuchten sie in einer schönen feuerroten Farbe. Wird in eine mit Neon gefüllte Röhre noch ein Tropfen Quecksilber zugesetzt, dann strahlt die Röhre ein kräftiges blaues Licht aus. Umhüllt man diese Röhre dann noch mit einem braunen Mantelglas, so erhält man ein herrlich leuchtendes Grün.

Soviel über das Prinzip dieser Röhren, die, wie bereits ausgeführt wurde, schon bei 100 Grad oder noch darunter zu leuchten beginnen. Doch wie steht es nun mit ihrer Nutzwirkung? Wird sie durch die Tatsache, daß die Röhren schon bei der Temperatur siedenden Wassers zu leuchten beginnen, so wesentlich verbessert, daß sie als ideale Lichtquelle zu betrachten wären? Antwort auf diese Frage gibt uns eine von Skaupy aufgestellte Tabelle über den Wattverbrauch verschiedener Lichtquellen für jede Hefnerkerze ausgestrahlten Lichtes. Danach benötigt die Kohlenfadenlampe 3,9 Watt je Hefnerkerze, die gasgefüllte Wolframdrahtlampe 0,6 bis 1,3, die Neonröhre 0,5 und die Quecksilberquarzlampe sogar nur 0,3 Watt. Die Neonröhren und vor allem die Quecksilberquarzlampen haben somit zwar einen doppelt so guten oder noch etwas besseren Nutzeffekt als die besten Glühlampen, doch ist dies nur ein magerer Trost angesichts der eingangs angeführten Tatsache, daß diese nur 3,2 vH der ausgestrahlten Gesamtenergie als Lichtstrahlen aussenden.

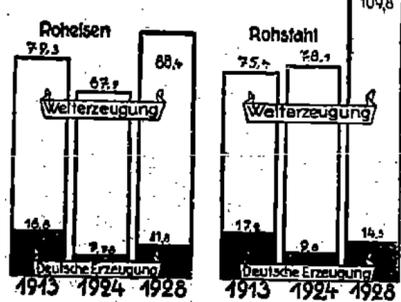
Auf diesem Wege ist also das von der Natur in den Leuchtkäfern und Leuchtbakterien vorgezeichnete Ideal kalten Lichtes nicht erreichbar. Es galt somit die Natur selbst zu befragen und hinter ihre Geheimnisse zu kommen. Auch dieser Weg ist natürlich schon vor längerer Zeit be-

schrritten worden. Wenn die Ergebnisse dieser Forschungen vorläufig auch nur in Erkenntnissen bestehen, die sich noch nicht technisch-industriell verwirklichen lassen, so geben sie doch der Hoffnung Raum, daß die heute noch bestehenden Hindernisse früher oder später überwunden werden können.

Von größter Bedeutung für unser Suchen nach kaltem Licht ist es nun, daß die lichterzeugende Reaktion der beiden Substanzen keineswegs mit einer Verbrennung belebter Materie, die von dem Lichtträger immer wieder erzeugt werden müßte, verbunden ist. Es geschieht nichts weiter wie eine Anlagerung von Sauerstoff an das Luciferin, wobei die Luciferase als Katalysator beschleunigend auf diesen Vorgang einwirkt, ohne dabei selbst verbraucht zu werden. Das Oxyluciferin, wie man das Produkt aus der Verbindung des Luciferins mit Sauerstoff genannt hat, läßt sich durch Abstoßung des Sauerstoffs wieder in Luciferin verwandeln, worauf die Reaktion, also die Anlagerung von Sauerstoff an das Luciferin, wieder von vorn beginnen kann.

### Die Weiterzeugung von Roheisen und Rohstahl

in Millionen Tonnen



Die Roheisenerzeugung der Welt ist seit dem letzten Friedensjahr bis 1928 langsam von 79,6 Millionen Tonnen auf 88,4 Millionen Tonnen gestiegen, die Rohstahlerzeugung von 75,4 Millionen Tonnen auf 109,8 Millionen Tonnen. Deutschland hat nach den Verlusten infolge des Versailler Vertrages (2300 Millionen Tonnen Erzvorräte gingen mit Lothringen und 270 Millionen Tonnen durch den Austritt Luxemburgs aus dem Zollverein verloren) nur noch etwa 1317 Millionen Tonnen sichere und 2843 Millionen Tonnen geschätzte Erzvorräte, während Frankreich mehr als 12000 Millionen Tonnen verfügbar hat. Demgemäß ist die deutsche Erzeugung von Roheisen immer noch weit hinter der Friedenserzeugung zurückgeblieben; die Rohstahlgewinnung ist zwar etwas schneller vorangeschritten, hat aber auch noch nicht die Ziffer von 1913 erreicht.

Da auch der elektrische Strom die Fähigkeit besitzt, Oxydations- und Reduktionsvorgänge herbeizuführen, so lag der Gedanke nahe, mit Hilfe der beiden Substanzen Luciferin und Luciferase und einer elektrolytischen Zelle kaltes Licht zu erzeugen. Dieser Versuch ist denn auch von dem Amerikaner Harvey mit gutem Gelingen angestellt worden. An der Anode der Zelle wird das Luciferin oxydiert, wobei Licht ausgestrahlt wird. Das dabei sich bildende Oxyluciferin wird an der Kathode wieder zu Luciferin reduziert. Von dem zugeführten elektrischen Strom geht ein geringer Teil als Wärme verloren; im übrigen wird er bis auf diesen geringen Teil völlig in Licht umgewandelt. Die wirksamen Stoffe selbst, also Luciferin und Luciferase, werden nicht verbraucht.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieses kalte Licht keine allgemeine Anwendung finden kann; da die beiden Substanzen Luciferin und Luciferase nur von den leuchtenden Bohrmuscheln und Leuchtkäfern gewonnen werden können. Wohl werden die Leuchtkäfer von den Bewohnern der Antillen hier und dort als primitive Nachtlampen benutzt, indem man etwa ein Dutzend dieser Tierchen in eine durchlöcherichte Kürbisflasche steckt, auch hat man schon auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 Bakterienlampen gezeigt, deren Lichtquelle aus einer Riesenkolonie Leuchtbakterien bestand; doch von diesen vereinzelt Anwendungen der natürlichen kalten Lichtquellen bis zu den in Riesennengen hergestellten kalten Lichtquellen ist es noch ein weiter Weg. Aufgabe der Chemie wird es sein, Substanzen mit den Eigenschaften des Luciferins künstlich und zu wohlfeilem Preis herzustellen. Gelingt diese Aufgabe, was durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, dann haben wir auch das künstlich erzeugte kalte Licht, das sich hinsichtlich des Nutzeffektes zu unseren heutigen Glühlampen verhalten wird wie diese zum Kienspan unserer Vorfahren.

### Dieselmotor in der Flußschiffahrt

(Nachdruck verboten.)

Nachdem der Dieselmotor heute eine technische Vollkommenheit erreicht hat, die ihn hinsichtlich der Betriebssicherheit und Wirtschaftlichkeit der Dampfmaschine durchaus gleichstellt, hat man sich auch in der Flußschiffahrt dazu entschlossen, Motoren als Antriebsmaschinen zu verwenden. Die Verwendungsmöglichkeit ist gegenüber der Dampfmaschine noch erweitert worden, indem nicht nur Fahrgast- und Schleppschiffe mit Motoren ausgerüstet werden, sondern auch Frachtkähne, die sogenannten Maßkähne (Finow-Saale-Breslauer Maß), welche letztere bekanntlich durch davorgespante Schlepper befördert wurden und zum großen Teil heute noch werden.

Es ist auf diese Weise den Reedereien und Privatschiffern möglich geworden, sich von fremder Schleppkraft unabhängig

zu machen. Frachtkähne, die zu langen Schleppzügen zusammengestellt wurden und zwecks dieser Zusammenstellung mit ihrer kostbaren Ladung oft lange auf ihre mitzubefördernden „Kollegen“ warten mußten, die weiterhin warten mußten, bis ein Schlepper zur Stelle war, haben diese Zeitverschwendung nicht mehr zu erliden, wenn sie durch eigene motorische Kraft bewegt werden.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat in den letzten Jahren der Verkehr mit Motorkähnen wesentliche Verbreitung erfahren. Als wirtschaftlichen Typ darf man wohl den Saalemaßkahn ansprechen, in den Schiffsabmessungen  $L = 51$  m,  $B = 6$  m, bei 2 bis 2,5 m Seitenhöhe, bei dem sich möglichst große Tragfähigkeit mit möglichst ausgedehnter Verwendbarkeit auf den verschiedenen Wasserstraßen glücklich vereinigt. Dieser Schiffstyp wird je nach Wunsch des Bauherrn mit einem Motor von 75 bis 150 PS ausgerüstet.

Man baut ja heute allgemein die Schleppkähne mit Rundheck und Eisensteuer, wobei Kiel und Bodenplatten horizontal bis zum Hintersteven geführt werden, so daß sich eine solide Lagerung des Motors auf einem mit der Außenhaut fest verbundenen Fundament aus Platten und Winkelisen bequem bewerkstelligen läßt. Durch die Anordnung von 2 bis 4 Zylindern bei gleichzeitiger Winkelversetzung der Kurbeln wird erreicht, daß die Motoren ruhigen, stoßfreien Gang haben, wodurch Vibrationen und sonstige ungünstige Beeinflussungen der Schiffsverbauteile fast ganz ausgeschaltet werden.

Die Motoren werden zweckmäßig im Hinterschiff angeordnet, einmal, weil man dadurch eine kurze Wellenleitung erhält, dann aber auch, um vor dem Motorraum zusammenhängende Laderäume zu bekommen, die leichter und schneller zu bedienen sind, als bei getrennter Anordnung. Durch die Aufstellung des Motors im Hinterschiff wird außerdem bei Leerfahrt infolge des achterlastigen Trimmens erreicht, daß der Propeller tief zu liegen kommt, wodurch ein günstigerer Wirkungsgrad erreicht wird. Ein vollständiges Eintauchen wird bei Leerfahrt allerdings nicht erzielt, es wird daher zweckmäßig ein über der Schraube gebauter schirmartiger Tunnel angebracht, den sie bei Fahrt voll Wasser saugt, so daß sie dann mit ihrer ganzen Fläche arbeitet.

Die Fundamente werden mit vier, wenn zugänglich, bis zu den Bewegungsschotten des Motorraumes durchlaufenden Längsträgern mit darüber befestigter horizontaler Jochplatte gebaut, welche im Bereich der nach unten durchschlagenden Motorkurbeln ausgespart wird. Da bei den langen, aber verhältnismäßig niedrigen Kähnen, die einen Kastenträger mit nur geringer Steghöhe darstellen, ganz besondere Rücksicht auf Längsfestigkeit zu nehmen ist, um bei ungleichmäßiger Belastung des Fahrzeuges ein Durchbiegen des Trägers nach oben oder unten zu verhindern, ist es geboten, die Längsträger des Fundaments noch ein Stück in den Laderaum hinein zu verlängern und sie mit den über die ganze Kahnlänge laufenden Kielschweinen verschließen zu lassen.

Breite Fahrzeuge, wie Plauer und Breslauer Kähne, werden zweckmäßig als Doppelschrauber, also mit zwei nebeneinanderliegenden Motoren gebaut; um die Propeller möglichst weit von der Schiffsmitte weg nach außen lagern zu können und ihnen dadurch guten seitlichen Wasserzufluß zu sichern. Denn eine Schraube, die sich das Wasser unter dem Schiffsboden herausaugen muß, hat nicht denselben günstigen Wirkungsgrad wie eine Schraube bei freiem Wasserzufluß von der Seite, da in letzterem Falle weniger Adhäsionserscheinungen auftreten, die ja einen ungehemmten Zustrom stets beeinträchtigen.

### Ueber Blitzableiter einst und heute

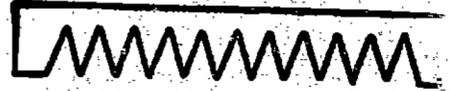
steht in Nr. 28 der Metallarbeiter-Zeitung ein Aufsatz von Christoph Carlowitz. Obwohl der Aufsatz von großer Fachkenntnis zeugt, scheint er mir die Erdleitung als viel zu nebensächlich zu behandeln, zumindest sind aber die Angaben darüber unvollkommen. Wenn der Verfasser schreibt, die Erdleitung sei als dickes Seil in etwa 1 bis 2 m Entfernung von den Mauern und nur 30 bis 40 cm tief zu verlegen, so müßte schon dabei stehen: wenn das Gebäude in oder an feuchten Wiesen oder am Teiche steht. In solchem Falle kann man schon mit ein paar Meter Seil bei dieser Tiefe eine gute Erdverbindung haben. Wie steht es aber mit einem hochgelegenen Gebäude mit sandigem oder steinigem Untergrund und bei großer Trockenheit? Da liegen die paar Meter Seil wunderbar isoliert in der Erde. Bei einem etwa stattfindenden Einschlag sucht dann der Blitz die Wasserleitung im Gebäude, da Wasserleitung stets die beste Erdleitung bildet. Ist aber Wasserleitung vorhanden, so schließt man den Blitzableiter in der Erde — nicht im Gebäude — an die Wasserleitung, aber nur an Eisenrohr, niemals an Blei. Ist aber Wasserleitung nicht vorhanden, so ist eine Kupferplatte (und wenn diese bloß 1000/250 mm groß wäre) an Draht oder Kabel hart gelötet oder geschweißt und 2 m tief in gute schwarze Erde gebettet immer das einwandfreieste und schließlich auch das billigste.

Scharfe Winkel sind, wie der Verfasser schon angegeben, auf alle Fälle zu vermeiden. Unbedingt zu vermeiden sind aber auch lange, schwache, eiserne Schutzrohre über dem Erdboden. Sind sie aber einmal vorhanden, so müssen sie unbedingt an beiden Enden mit dem Draht eine gute metallische Verbindung haben, so daß Rohr und Draht ein ganz er Leiter ist. Und wie sieht es nun gar mit dem Antenne-Blitzschutz aus? Mag die Antenne für ihren ureigenen Zweck ganz einwandfrei sein, für den Blitzschutz ist sie es nicht. Oft findet man den Schalter mit einem 0,8 mm Klingeldraht mit der Wasserleitung verbunden. Das ist auf keinen Fall zulässig. Bei einem Blitzschlag zählen die Versicherungen nur, wenn ein nach den heutigen Vorschriften einigermaßen einwandfreier Blitzschutz vorhanden war. Als Mindestforderung gilt ein einzelliges Gasrohr, 2 bis 3 m lang, unten zugespitzt, in die Erde geschlagen, dies mit dem Erdschalter durch einen Draht verbunden, der stärker sein soll als die Antennenleitung.

Iwan Liebelt.

### Ein Kurvenlineal aus Leder

Aus einem Stück alten Treibriemens schneidet man einen Streifen von 20 bis 30 cm Länge und etwa 3 cm Breite. Die eine Seite des Riemenstreifens wird sauber glatt geschneitten; die andere erhält tiefe Einschnitte der Abbildung entsprechend. (Die Abbildung soll die Gestalt des Kurvenlineals nur andeuten; in Wirklichkeit wird man natürlich viel mehr Einschnitte anbringen!) Dieses Lineal läßt sich ganz vorzüglich allen Kurven anpassen und sowohl nach innen als auch nach außen biegen. Man kann damit alle technischen Kurven sehr sauber zeichnen und ausziehen. —Sx—



### Handschutz an heißen Öllatern

Ein sehr einfaches Mittel, um die Finger gegen die Hitze von Kochflaschen, Reagenzgläsern, heißen Röhren usw. zu schützen, ist das Umwickeln mit Bindfaden. Man legt den Faden erst in einer Längsschleife auf das Rohr, überwickelt die Schleife und steckt das Ende des Fadens durch das überschauende Ohr. Die Verbindung wird dadurch befestigt, daß man das andere Ende des Fadens nach unten zu straff zieht und einen Knoten hineinschlägt.

# Familie und Heim

## Lohntag

Die junge Frau schließt hinaus in die Nacht,  
Sieht nichts von Mondschein und Sternenpraht.  
Da klappern Schritte. Kommt er nach Haus?  
Ach nein, sie verflungen im Nachbarhaus.  
„Ich warte nicht länger — da ist was geschehn!  
Mein Kindchen schlief brav, ich muß suchen gehn!“  
Verfürst und zitternd, mit bangem Blick  
Durchleitet sie der Wägen wirres Geschick.  
„Heul war ja Sahntag! — Und wenig Lohn  
Genügt heutzutage zum Morden schon.  
Wenn ich ihn fände in seinem Blut,  
Ihn, der als Vatte und Vater so gut?  
Ich müßte verzweifeln vor Jammer und Schmerz!“  
Sie preßt die Hand aufs wildpothende Herz.  
Seht kommt sie an offenen Fenstern vorbei,  
Heraus dringt Tönen und wildes Geschrei.

Ganz in Gedanken schaut sie hinein —  
Und steht erstarrt, wie aus Quarzstein.  
Der vorne gleich am Tischort hoch  
Und eben die andern zum Prost locht,  
Der kaum noch lassen und stehn kann,  
Das ist ja — ihr Mann!  
Sie kann nichts sagen, kann ihm nicht schrei'n.  
Ihr ist's, als zerbräche ihr ganzes Sein.  
Da leidet seit Stunden sie tiefe Qual,  
Und währenddessen betrinkt ihr Gemüht  
Das sauerverdiente Wochengeld,  
Das ohnehin nur recht schmal ausfällt . . . .  
Mit müden Schritten geht sie zurück  
Und denkt nur immer: Wird unser Glück  
Nun auch ertrinken in Schnaps und Bier,  
Wie bei so vielen Familien hier? — — — M. Schulz.

Ein alter Mann mit weißem Haar. Er ist vor einigen Wochen wegen Arbeitsmangel entlassen worden, nachdem er dreißig Jahre auf dem Werk gearbeitet hat.  
Und nun? — Ja, nun sind seine Jüngens auch arbeitslos geworden und er will ihnen nicht zur Last fallen und fragt nun, ob der Betriebsrat nicht dafür sorgen kann, daß er wieder angenommen wird. Er ist jetzt 62 Jahre alt, aber — und er nicht eifrig mit dem weigen Kopf — er kann die Arbeit im Walzwerk noch sehr gut machen!  
Da ist einer, dem man erzählt hat, er dürfe nicht entlassen werden, weil er vor einigen Jahren auf dem Werk einen Unfall erlitten hat. Er ist trotzdem entlassen worden und steht nun da und geht wie verirrte Seele. Rechtsbelehrungen verfangen nicht. Der trockenste Logik des Bürgerlichen Gesehbuchs hält er das Lebendige, unwiderlegliche Beweismittel, seine zermalmete Hand entgegen. Schließlich geht er, in den Augen Verzweiflung und Aufruhr.

Ein Mädchen ist entlassen worden, weil es ein Kind bekommen hat. Zehn Tage war es wohlbehütet im Krankenhaus, dann mußte es mit dem Kinde fort, wieder ins Leben hinaus. Die Eltern wollen oder können Mutter und Kind nicht ernähren. Sie muß verdienen. Verhandlungen mit der Betriebsleitung:  
„Ach nein, wenn so was vorkommt. Sehen Sie, wir haben da die vielen jungen Leute. Nachher gibts Alimentensprüche und bergleichen.“  
„Verständnisfeindliches Lücheln.“  
„Aber das Mädchen und sein Kind, sie müssen doch leben!“  
Das Mädchen macht einem ehrlichen Bedauern Platz: „Es ist nichts zu machen. Wir würden doch wieder dieselbe Geschichte haben. Sie wissen, wie das junge Volk heute ist. Man muß da vorbeugen.“  
Das Mädchen hat für die „vorbeugende Fürsorge“ kein Verständnis. Es weint.

Ein Blindes, von einem Jungen geführt, tastet sich vorsichtig herein. Er hat ein Auge durch Krankheit verloren, das andere wurde ihm von einem Kugelhieb ausgehöhlet. Rentenansprüche wurden abgelehnt. Der andere kam 3 Monate ins Gefängnis; er selbst ist zu ewiger Nacht verurteilt. Jetzt ist auch sein Sohn vom selben Werk wegen Arbeitsmangel entlassen worden. Auf die Mitteilung, daß die Entlassung zurückgenommen wird, bebaut er sich: „Jetzt braucht man wenigstens nicht zu hungern.“

In der Lehrhilfsanstalt herrscht große Aufregung. Ein 17jähriger hat versucht, sich zu vergiften. Hat plötzlich die Salpetersäure, die zum Rosten gebraucht werden sollte, ergriffen und ausgetrunken. Er wurde sofort zum Krankenhaus gebracht und wird wohl mit dem Leben davonkommen. Die Untersuchung ergibt: Der Junge ist am Werkseingang angehalten und biffiert worden. In seiner Tasche fand man ein Stück Messing. Die Sache wurde pflichtgemäß gemeldet.  
Der Junge war als fleißig und ordentlich bekannt. Der Wert des entwendeten Metalls betrug einige Groschen und die Angelegenheit wäre wohl mit einem strengen Verweis beendet worden.  
Eltern, Vorgesetzte und Kollegen stehen ratlos vor einer Tat, die bald ein junges Leben gelöst hätte.

Anfallsmeldung. Der Arbeiter K. A. geriet am . . . . . vormittags 11 Uhr unter die Räder eines rangierenden Zuges und wurde an Kopf und Brust heftig verletzt, daß der Tod sofort eintrat. K. ist 21 Jahre alt und unverheiratet. Er war seit dem 24. Januar d. J. auf dem Werk beschäftigt.  
Ich sehe ihn noch vor mir, wie er vor vier Wochen hier hand- freudestrahlend, daß er nach zweijähriger Arbeitslosigkeit wieder in Arbeit und Brot gekommen war:  
„Man kommt ja ganz herunter bei der Feierei. Ein paar Wochen oder Monate geht es ja schon mit der Unterstützung. Aber es langt nur fürs Essen. Jetzt kann ich mir wenigstens wieder mal etwas Anständiges auf den Leib kaufen. Man schämt sich ja, so abgerissen herumzulaufen.“  
Als wir ihn begruben, erzählte die Mutter weinend, daß er Battijwätsche mitbekommen habe, kein Papier. Das Anzeichen wäre schwierig gewesen, da die ganze Brust offen gewesen wäre.

Die Polizei ist auf dem Werk. Da muß etwas Besonderes vorgefallen sein.  
Es stellt sich heraus, daß sich ein Arbeiter in einer Ecke, nahe bei seiner Arbeitsstelle, aufgehängt hat. Als man ihn fand, war er schon tot. Er hing in einem Mauerwinkel an einem dünnen Draht. Die Würde hatte er noch auf dem Kopf. Als der Schupmann sie abnahm, fiel ein Bettel heraus: der Überweisungsschein zur Zwangsarbeit.  
Der Mann ist 62 Jahre alt und seit 30 Jahren auf dem Werk beschäftigt. Jetzt ging's wohl nicht mehr recht im Walzwerk und er sollte zur Invalidenwerkstatt, wo die alten Leute und Unfallsbeschädigten Körbe flechten, Holz haken usw. War es dies oder was die Angst vor dem Alter?  
Seine Frau hatte ihm noch mittags um 12 Uhr das Essen gebracht. Sie hatte nichts an ihm gemerkt. Um 2 Uhr hing er sich auf.

**In langen Ärmeln liegt euer Heil**  
War da kürzlich der württembergische Landesverband der katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen in Stuttgart versammelt. Zu den 214 Besucherinnen hatten sich 9 Präses eingefunden. Es wurde über die ganz wichtige Sache: „Unsere besondere Zeitaufgabe“ beraten. Als „unsere besondere Zeitaufgabe“ mögen sich die Arbeiter die Erhöhung des Lohnes oder den Widerstand gegen den Abbau der Erwerbslojenunterstützung vorstellen. Inmalen etwas mehr Lohn und Brot vor allem nötig ist für die Wohlfahrt der Arbeiter und der Arbeiterinnen, auch der katholischen. Allein, die Zeitaufgabe, die zu unserer besonderen Zeitaufgabe“ von der oben genannten Versammlung angenommen wurden, lassen erkennen, daß für die katholischen Proletariat das Heil in etwas ganz anderem — in langen Ärmeln liegt. Man vernehme, was in den Leitfäden steht:  
„Die Arbeiterin ist anderen Gefahren ausgesetzt als die Hauswirtschafterin. Daher ist übercall besontere seelsorgerische Betreuung der Arbeiterinnen in den katholischen Arbeiterinnenvereinen notwendig. Die katholischen Arbeiterinnenvereine richten sich bezüglich ihrer Kleidung nach den bischöflichen Leitfäden. Dabei geben sie die Lösung aus: Keine Arbeiterin der katholischen Arbeiterinnenvereine trägt ein Kleid ohne Ärmel. Wie lang der Ärmel ist, bleibt dem Geschmack der einzelnen Arbeiterinnen überlassen. (Wie nett!) Selbstverständlich trägt die Arbeiterin nicht nur in der Kirche, sondern auch außerhalb derselben ein Kleid mit Ärmeln.“  
So, nun wißt ihrs, ihr Arbeiterinnen: Naht euch lange Ärmel an und es wird euch wohlgehen im Himmel und auf Erden.  
**Kurzappell an die Kirche**  
Mit großem Schwung ist seihen eine Phantasie über „La Traviata“ gespielt worden. Der Dirigent, zu seinen Musikern gewendet: „Als nächstes kommt: Ich küsse Ihre Hand, Madame. Gottverdammt! sagt der Pfaffenbäcker, das hab'ich doch oben gebeten.“

## Von unserm Erbgut

Wer denkt nicht, wenn er das Wort vom „Erbgen“ hört, an irgendeinen Dattel in Amerika oder wünscht sich einen reichen Verwandten, den er beerben könnte! Aber leider ist das mit dem „Erbgen“ eine eigene Sache. In unseren Verhältnissen haben nur wenige das Glück, materielle Güter zu erben. Darum will ich davon lieber nicht reden. Aber ich möchte einmal fragen: „Was haben wir von unseren Eltern geerbt und was erben unsere Kinder von uns?“  
„Nichts! Keins nichts!“ antworten da viele. „Nur Kummer und Sorgen!“ sagen andere. Ja, Sorgen und Not haben viele mit auf den Weg bekommen. Aber müssen wir die wieder auf unsere Nachwelt vererben? Können wir das nicht hindern?  
Etwas haben wir alle, auch die Armen, zu vererben. Glück oder Unglück! Darum sollten Eltern sich ernstlich fragen: „Was hinterlasse ich meinen Kindern?“

Wenn wir uns freudig durch unsere Tage schleppen, ohne freundliche Worte, freundliche Blide für unsere Kinder, dann hinterlassen wir ihnen trostlose Erinnerungen, und diese wieder bilden im Leben der heranwachsenden oder schon erwachsenen Kinder manche Ursache zu inneren Spannungen. Wir verbauen ihnen durch unser düsteres Wesen den Weg zur Höhe.  
„Wie kann man lachen, wenn alles um einen herum so qualvoll verzerrt, so ungerecht ist?“  
Ich kenne zwei Mütter. Beide hatten ihr gereiftes Maß an Sorge und Not und Entbehrung durchzumachen. Die eine hatte sieben Kinder, sah von morgens bis abends hinter der Nähmaschine, um das Notwendige mitzubekommen. Die Kleinen wurden in eine Ecke gedrückt, und wehe, wenn sie zu unartig wurden und die Mutter bei der Arbeit störten! Geduld war sie eine treue, gute Mutter, aber das Sehen und Sägen hatte ihr alle Spannkraft genommen; sie war ganz nervös, und statt eines freundlichen Wortes gab es immer nur Befehle und Verbote in gereiztem Tone.

Die andere Mutter hatte sogar zehn Kinder und gewiß nicht weniger Sorge, wie sie ihre Ehre fast bekommen und leiden sollte. Aber von früh bis spät hörte man sie singen, scherzen und lachen mit den Kleinen. Und wenn das letzte Brot verteilt war und die Kleinen Augenpaare schauten noch so begehrlig drein, dann nahm sie sie schnell bei der Hand und sang ein Kinderliedchen, damit sie den Hunger vergessen. Singend ging sie ans Kleinkloppeln, singend flüster sie das Zeug für ihre Kinder. Sie hatte einige Aufwartstellen. Auch dort erzählte sie mit freundlichem Gesicht und jeder hatte die fröhliche Frau gern. Je größer die Kinder wurden, desto mehr Hilfe gabs und die Not wurde jedes Jahr geringer. Die Kinder wurden fröhliche, lebenslustige Menschen, weil die Mutter sie lehrte, das Leben müßig anzupacken. Während die sieben Kinder der anderen Mutter sorgenvoll, träge und matt ins Leben schauten und die Notlosigkeit der Mutter geracht hatten.

Sorgen wir, daß unsere Kinder Mut und Frohsinn erben und nicht ein gebrechtes, trauriges Wesen! „Wer schaffen will, muß fröhlich sein!“ Und tauffröhliche Menschen braucht unsere Zeit. Der Frohsinn ist ein unerschöpfbares Kapital, wir selbst können es nie durch mühselige Arbeit an uns selbst. Ich meine nicht „Schiffsnut“, der sich gleichgültig über alle Not hinwegsetzt, sondern trockiges Mut angefaßt aller Not: „Es soll und muß anders werden!“

Ein ehrlieber Name ist ein zweites, sehr großes Erbgut. Wie mancher junge Mensch, der nichts hatte als den ehrlichen Namen seines Vaters, hat es dadurch zu etwas gebracht. Man konnte die Zuverlässigkeit des Vaters und jeweils darum dem Sohn Vertrauen. Und wie mancher hat trotz reichlichen Willens nichts im Leben erreichen können, weil dem Namen ein Makel anhaftete. Wir sehen in einer Zeit, wo sich die Grenzen zwischen Recht und Unrecht ang verschoben haben. Immer wieder liest man von Staatsrechtern, von Beamten, von hochgestellten Persönlichkeiten, die Gelder veruntreuen und nun hinter Meyern sitzen. Sie wollten ihren Kindern Reichtum herüber und haben sie nur das beste Gut, um dem christlichen Namen gebracht.

Auch krankhafte Veranlagungen, physische Kräfte oder degene gute Gesundheit können vererbt werden. Ich glaube, es gibt wohl keinen Vater, der nicht schon unter diesem Erbe gekämpft hätte. Der eine leidet an Migräne, wie schon die Mutter, ein anderer hat einen Herzfehler mitbekommen, ein dritter eine nervöse Reizbarkeit und dergleichen mehr. Sondern wir dieses Erbe nicht ablehnen, sondern anerkennen und unseren Kindern eine bessere Gesundheit hinterlassen?  
Schon können wir es, wenn wir nur ernstlich wollen und uns der Verantwortung nach der Tragweite unserer Handlungen bewußt sind. Da ist der Alkohol, der Tabak! Diese beiden haben diese schon in unermesslicher Anzahl! Die meisten Verurteilungen sind im Bereich geschehen! Die meisten physischen Kräfte sind durch Alkohol und Tabak zerstört! Und wieviel Arbeitstag hat das Nikotin untergraben!  
Sanitätsrat Dr. Baum, der große Volkssarzt, sagt kürzlich in einem Vortrag, daß Alkohol und Nikotin (was gemeint,

auch das Nikotin) schon die Keimzellen schwäche. Darum Kampf diesen beiden Giften! Jeder, der an seinem Körper mit dem Erbe der Vorfahren ringen muß, nehme diesen Kampf ernst auf sich, aber auch mit der frohen Gewißheit, daß an ihm sich die Gewalt brechen kann, daß er seine schwache Körperbeschaffenheit systematisch stärken kann, wenn er mäßig und vernünftig lebt. Sport, frische Luft und eine gesunde Ernährung mit viel Obst und Gemüse und weniger Fleisch sind die Wege zur Gesundung.

Wir sehen also, es gibt auch für uns Besessene allerlei, was wir zu erwerben haben. Je gewissenhafter wir an diesem unserm Erbgut arbeiten, desto froher, gesunder und schöner wird unseren Kindern die Zukunft leuchten.

## Wenn alle Arbeiterfrauen . . .

Seit die Metallarbeiter-Zeitung die Festschrift „Familie und Heim“ hat, gehört sie zu meinem liebsten Lesestoff. Sie erscheint bei uns immer am arbeitsreichen Sonnabendvormittag. Trotzdem muß ich sie jetzt schließlich durchstudieren. Wenn ich dann — in beschleunigtem Tempo — das durchs Lesen verstaumte Anfräumen, Zellauswaschen, Karussellschulen usw. erledigt, habe ich bei dieser Beschäftigung wenigstens geistige Anregung, verdane sogar sagen das Gesehene.

Wenn alle Arbeiterfrauen es mir gleichtäten, also sie alle guten fruchtbringenden Lesestoff hätten, was noch wichtiger ist, auch eingehend über das Gesehene nachdächten, dann würde, ich will es gerne zugeben, vielleicht ein fröhlicher, weiser, fleißiger, gepußt und gelächert werden, aber die Arbeiterfamilie hätte dafür unendlich Gutes eingetraget.

Wenn alle Arbeiterfrauen viel von uns Gutes lesen würden und dann immer sich im Nachdenken sitzen über die Fragen, die die Gewerkschaften heutzutage, die Arbeiter hinter sich haben, die Mütter und die Männer ermutigende und verständnisvolle Wegweisung, die aus eigener Erkenntnis kommen, welchen Vorteil die Gewerkschaften für sie selbst, ihre Familie herstellen. Sie würden dann nicht in angeborenem Nachahmungstrieb, auf die sogenannten „fremden Leute“ schauen und sich in allem nach ihnen richten wollen. Noch mehr. Die Arbeiterfrauen könnten dann aus eigener Erkenntnis die öffentlichen Streitfragen auf ihren Kern beurteilen und würden die Verhandlungen der Gewerkschaftszeitung auf ihre praktische Anwendungsmöglichkeit in ihrem Heim und ihrer Familie prüfen. In Sachen der Wohnungskultur würden sie zu einer gründlichen Razzia in ihrem Heim kommen, vielleicht für eine ganze Woche Brennstoff zusammenbringen und noch einen Leiterwagen voll Richtbreitensack zum Müllplatz schaffen.

Auch dem Lesen des Aufsatzes der Metallarbeiter-Zeitung über die Frage: Sind Prägelein Erziehungsmittel? würden die Arbeiterfrauen dankbar, ihre Kinder blühen nach mit Güte zu behandeln und ihre recht viel Freude zu verschaffen, die ja nicht immer mit dem Gebührenden zu tun haben mag. Wenn sie in der Metallarbeiter-Zeitung lesen: Wie wieder Krieg! werden sie sich an all die erlittenen Qual erinnern und mit allen ihren Kräften gegen eine Wiederholung des Massensterbes arbeiten. Wenn eine Wahl bevorsteht, werden die Arbeiterfrauen ganz neu selbst wissen, welcher Partei ihre Stimme gehört. Auch werden sie sich aus der Metallarbeiter-Zeitung den Aufsatz „Auf Abzahlung“ anschauchen und ihn in ihr Kopf- oder Wirtschaftsleben legen, damit sie immer eine „goldne Besse“ bei der Hand haben, wenn sie sich gegen die größte aller Übel wehren müssen.

## Tragödien des Betriebes

**Aus den Notizen eines Betriebsrats**  
Opfer fallen hier  
Weber Raam noch Stier,  
Aber Menschennapfer unerfüll!  
Ein junger Mensch, die Waden rot und voll, aber mit tranken, verführten Augen und dem vorzüglichem Gang eines Menschen, der immer als Fröhlicher idealt, daß etwas in ihm zerbricht. Er hat 9 Monate lang gefeiert; das Stückerbuch enthält die inhaltsreichen Stoffnoten: A. R. (Euler). Man wundert er sich, daß die Stückerlage nicht mehr geht. Auf die Reaktion hin, daß er sich zum Jubiläum schreiben lassen muß, macht er erschrockene Augen.  
„Jubiläum? Ich bin doch erst 20 alt! Mit dem Arbeiten wird es bald wieder gehen; dann möchte ich wieder ins Walzwerk.“  
Wieder ins Walzwerk, wo er sich den Tod geholt hat. Er wird noch einige Monate oder Jahre in der Invalidenwerkstatt mit Krampfen und Grausen Warten und Befen binden. Dann wird es aus sein. Er denkt nicht an so etwas.  
„Mit 20 Jahren Jubiläum?“  
Er lacht und geht — mit dem vorzüglichem Gang eines Menschen, der etwas Zerbrochenes trägt.

Nach unerschöpflichem Stoffen tritt eine Frau in mittleren Jahren ins Betriebsratszimmer. Ihr Mann ist tödlich verunglückt. Sie fragt nach der Berechnung des Erbbelages. Bei der Bemerkung, daß bei solchen Unfällen das Werk 100 A. gezahlt, muß sie:  
„Das weiß ich. Mein erster Mann ist ja auch hier verunglückt. Wüßte Sie, damals, als die drei Leute im Stüberl verbrannten.“  
Der zweite ist nicht verbrannt, sondern erstickt worden. Er war wenigstens jetzt bei. Aber der dritte hat auch drei Tage gelebt und gequälert. Nun möchte sie ihren Sohn auf dem Werk unterbringen. Er ist 16 Jahre alt, aber groß und fast. Sie rafft ihren Kopf auf. Ihr Mut ist stumpf und andächtig wie bei einem Tier, das viel geschlagen worden ist.

# Abend vor der Stadt

Und doch ist's schön, am Abend vor der Stadt sich zu ergeben. Graue Häuserreihen bringen vor ins Land. Geduld, Belastend und lastend. Kolonien.

Schmil brüht die Sonne. Insekten, Mücken und Eintagsfliegen summen, werden beschützt vom heissem Rauch der Zigarette, kommen wieder, immer mehr, und wir ärgern uns nicht darüber. Sie scheinen unzertrennbar zu sein von Abend und Spaziergang, von Sonne und Licht.

Die Erde atmet. Warmer, kräftiger Herber Nimm. Gewellt stehen wenige Quadratmeter Ähren. Blaue Kornblumen, rote Flächen spärlichen Mohnes brechen aus der grünen Fülle.

Und Laube an Laube in knappen Distanzen, enlose Reihen. Abendwohnung der Schaffenden, ihr Heim und „Kurhotel“. Wie Spinnengewebe spannen sich Antennen.

Weiße Kinder spielen auf staubigem Wege. Schräg steigt ihr „Flieger“ in die Abendluft, schwannt im schielenden Winde, steht still, zitternd, goldüberglänzend sein blau Papier.

Ein schmutziges, winziges Bäcklein, durchwühlt von nackten Kinderbeinen. Strofluß, verkrüppelt lehnt ein Kind am Abhang. Kinderhändchen haßt nach Sonnenstrahlen, krallt die kleinen Fäuste. Vichsuger! Und sagt es nicht, sagt nicht das Nicht, das für ihn Freude und Glück ist, wie wir vergebens haschen nach Licht, nach Freude und Erlösung.

Wilde, mit schleifenden Schritten, als trage er unendliche Bürde, haftet ein frorgebeugter Arbeiter nach seinem Gärtchen. Lebzunderfisches Gesicht die Frau. Jauchzend folgen die Kinder.

Kingsum werten Bienenflöhe schwarze Rauchfahnen in die Lüfte. Grau-schwarz dehnt sich die Säuladenhalbe. Wie Saugröhre riesiger Blutegel starren Fördertürme. — Und sie lassen uns nicht los, die düsteren Gespenster der Fron. Drohen ragend.

Wiegenlieder summt eine Mutter. Spatenstiche klirren auf Steine. Von schwelger Faust geführt, zieht ein Rechen spitze Furchen. Silberüberflutet gleitet ein Flugzeug durch die Bläue. Und eine herbe Mädchenstimme singt das Lied vom verlorenen Glück.

— — — Dichter und dichter senken sich der Dämmerung graue Schleier über die Lande. Geisterhaft flattert eine verspätete Lerche über unsere Köpfe. Fernher schallen Abendlieder. Myriaden Lichter die Stadt. Brillen taist ein Scheinwerfer über die dunklen Wolkenballen. Wie Augen teuflischer Kolosse glöhen Eisen und Hochöfen. Blutröte Lufthen buschen über Stadt und Firmament. Und hallend schlägt die Glocke Zehn.

G a n n s H o e s e n.

## Der Philister

Der Philister ist die hemmende Kraft dieser vortwärts rollenden Zeit. Er ist der ewig Zufriedene, Satte und Selbstgerechte, der Herzlose, der die Welt nicht in ihrer Wahrheit sieht, weil er mit seinem Lohne und mit sich so sehr zufrieden.

Da Kapital und da Arbeit. Da Unternehmern und da Arbeiter- und Angestelltenchaft. Zwei Klassen, aber drei Gruppen, denn neben den kämpfenden Angestellten und Arbeitern sitzen die Philister am Wege und träumen und schlafen.

Sin und wieder, dann werden sie wach. Dann geht's mal um ihr persönliches Leben, ihr Einkommen, ihr soziales Recht. Und dann schauen sie auf. Dann sehen sie die gewerkschaftliche Bewegung, die an ihnen vorüberströmt. Und dann sehen sie, daß ihre organisierten Brüder, ihre organisierten Kollegen kämpfen und Erfolg erringen — auch für sie. Und dann schlafen sie weiter.

Kämpfer sein heißt Charakter sein. Wer kann es mit sich vereinbaren, am Wege abseits zu träumen? Sinein, wenn du Stolz und Würde hast! Mensch sein ist mehr als träumen und beguttern. Kämpfe!

## Das Ende des L. 37

Der 6. Juni 1915 war ein heißer Vorsonnertag. Myriaden der winzigen Stechmücken, die in den Poldern um Dirmuiden herum heimische flandrische Malaria verbreiten, standen in haushohen Säulen über den langsam dahinschießenden mehrfachen Wasser der Schelde und der Leie, die den großen genter Justizpalast umfluten, der 1926 durch eine auf naufigelarte Weise entstandene mächtige Feuerbrunnst bis auf die Grundmauern niederbrannte.

Die Wälder der hohen Ulmen, die den Kouten, den schönsten Promenadeplatz der uralten und an herrlichen Baudenkmalern so reichen Stadt umsäumen, hingen schlaff von Geäst und Geweihe herab und dumpte Gewitterwolke schwängerte die zitternde Luft.

Auch die Bürger waren von der Hitze ermüdet und vertrieben es, sich der prall schneidenden Sonne auszuweichen. Sie hielten sich in den Fasseln oder behäufelten gleich den vielen Feldgrauen die Terrassen der großen Bierhäuser und Cafés um der Kouten, den Koornmarkt und die Zuid-Statie, um im kühlen Schatten zu sitzen und den brennenden Durst zu löschen.

Wäre nicht der schwere Kanonen Donner gewesen, der unaufhörlich vom Westen, von der blutgetränkten Oernfront herüberhallte und die Fenster Scheiben erklierten und das Straßenpflaster erdröhnen machte, so hätte man sich anstatt in dem größten und wichtigsten Etappenhauptort der deutschen Feldarmeen in einer heiteren Garnisonstadt der tiefsten Friedenszeit wähnen können.

Als die Strahlen der untergehenden Sonne die Spitze des sechs-hundertjährigen trügigen Friedbergs der einst so freiheitsstolzen und immer zu blutigen Aufständen gereinigten Gentenaar vergoldeten, hielt jedermann, der sich gerade unterwegs befand, seine Schritte an und blidete geraden Halses zum abendlichen Himmel empor, den schon die fahlen Scheimen der Dämmerung zu verdunkeln begannen.

Dort hoch oben zogen, während schon graues Nebellicht in den engen und winzigen Gassen der Arbeiterstadt webte, drei mächtige Beppelime schweigend und gespenstig ihre Bahn. Nur ein feines Ohr vernahm das Surren der Motoren.

Einer „marshierte“ hinter dem andern, Rajestatisch und humm, Anghel hertzend und Anghel lodend.

Gen Westen wehte der Wind und gen Westen schwirrten die Riesenvögel. „Gott strafe England!“

„Sii zullen zeters London anrollen?“ meinte fragend ein Bürger zu einem eitlig des Weges kommenden Angehörigen des Rekrutenbataillons des XXVII. Regiments. „Aber fell!“ antwortete der „Rahfer“ und eilte im Sturmschritt weiter die Porttiffische Straat bergan, denn die Rajerne droben am Sint Pieters-Kein war noch weit und die Zeit des Japanstreicks schon bedenklich nahe.

Die drei Beppelime, die da in das immer dunkler werdende Grau entschwanden, waren in folner Luftschiffhafen aufgestiegen und hatten Besehl, Galdis mit schweren Bomben zu belegen.

Schnell fast vollend die kurze Nacht herab, und schon graute der neue Tag. Die deutschen Riesenvögel hatten ihren Auftrag ausgeführt und waren im Rückflug begriffen.

Seit glitten bereits der erste und der zweite wieder über die Färme und Dächer des Etappenhauptortes der 4. Armee hinweg, dem Ofen, der Heimat zu, und gleich wachte ihnen auch der dritte folgen.

Da schredten morgens um 2¼ Ure eine paar rasch auseinanderlaufende gewaltige Explosionen die Bewohner und die selbstgraue Einquartierung von Gent und Umgebung aus dem Schlafe auf.

Sie sprangen aus den Betten, stürzten an die Fenster und gemachten das bleiche Firmament in eine glütrote See getaucht, als hätte der ganze Himmel in Flammen. Was war geschehen?

Der englische Fliegeroberleutnant Warneford, der mit anderen Kameraden die Verfolgung der drei Beppelime aufnahm, holte ihre Nachtst, das L. Z. 37, das dem Oberleutnant van der Saeghen unterhand, kurz vor dem Über der Vorstadt Sint Amansberg ein und überflog es, um es durch Abwurf von Brandbomben zu vernichten.

Die auf der Plattform des Luftschiffes postierten Maschinengewehrschützen gaben Schuß auf Schuß auf den vertögenen Angreifer ab, aber keiner traf ihn. Und so all diesem Mißgeschick gefellte sich noch das Reich einer kurzen Lebensendung.

Warneford benützte diesen günstigen Augenblick und stieß gleich einem seine Kreise immer enger ziehenden Nar blid schnell gegen das von ihm zur Weite erfundene und den eingeschlagenen Kurs unabweit fortsetzende L. Z. 37 herab und warf, als er ihm auf etwa 80 Meter nahe war, die Tod und Verberben freidenden Bomben auf das Luftschiff ab.

Es stand im Nu in hellen Flammen und jäh fing auch die Belandung des Kommandanten und der bei ihm in der vorderen Gondel befindlichen Mannschaften Feuer.

Die Unglücklichen glühen im Sandumbrehen lebenden Fackeln und stürzten sich, um ihre entsetzlichen Qualen abzutürzen, aus einer Höhe von 1600 Metern kopfüber in die schauerliche Tiefe.

Der Leib des einen durchschlug das Dach und das Obergeschoß des Gasthofs „Zum heiligen Amandus“ und blieb arschmettert in der Küche des Wirtes liegen. Der Körper eines andern brach mit geisterhaftem Gepolter in den Speicher eines Hauses in der Geeraardstraat ein und die brennende Leiche eines dritten sauste mit furchtbarer Gewalt durch die Dede einer stillen Zelle des Klosters „Zur heiligen Empfangnis“ auf eine schlafende Nonne nieder.

Krachend zerbarst und gesplitterte auch das Aluminiumgerippe des mit einer rasenden Schnelligkeit abstürzenden und ganz ausbrennenden L. Z. 37 auf dem Dache des erwähnten zwei Etage hohen Frauenlofters und zerfetzte dann vollends, eine Feuersbrunst auslösend, auf dem harten Pflaster der Genstraat, die zum Andenken in Warnefordstraat umgelaufte ist.

Oberleutnant van der Saeghen und die gesamte Besatzung des zerstörten Luftschiffes waren bis auf einen Steuermann sofort tot und bis zur völligen Untertlichkeit verkrüppelt.

Dieser einzige deutsche Überlebende des furchtbaren Luftbells hatte infolge eines erlittenen schweren Markenschicks die Sprache verloren, wies aber wunderbarerweise nur verhältnismäßig geringe Brandwunden auf.

Er verbannte sein ungeheures Glück dem Umstände, daß er sich im Augenblick des Bombenabwurfs auf dem hinteren Teil der Gondel befand, der auf das Klosterdach niederstürzte und von dort langsam zu Boden glitt.

Die im Schlafe von einer Leiche erschlagene Nonne bildete nicht das einzige Todesopfer, das dieses gräßliche Ende des L. Z. 37 unter der genter Zivilbevölkerung forderte. Eine Bombe des Oberleutnants Warneford, die ihr Ziel getroffen hatte, tötete ein neunjähriges, in Marcinelle wohnhaftes Mädchen, das am Sonntag nachmittag aus Brügge zu Besuch nach Gent kam und in einem Häuschen des Großen Begimendofs übernachtete.

Die mit diesem armen Kind in demselben Stübchen schlummernde Begine blieb am Leben, wurde aber durch einen der eisernen Splitter so schwer am Bein verletzt, daß sie für den Rest ihres Daseins zum Krüppel ward.

Eine andere in einem in Brand geratenen Flügel des Klosters „Zur heiligen Empfangnis“ schlafende Nonne ward dem Feuertod, weil es her gleichfalls schleinigt zur Stelle geistlich städtischen Brandwehr nicht aller auslöschungswürdigen Tapferkeit nicht gelang, sie rechtzeitig dem vernichtenden Element zu entreißen.

Drei weitere Schwefelern und ein tiefer Graiß erlitten furchterliche Brandwunden, ehe sie von den mütigen Feuerwehrleuten in Sicherheit gebracht werden konnten. Und ein Unstörner der Geeraardstraat wurde durch einen Bombenplitter am Kopf schwer verletzt.

Feldgendarmen und Militärpolizisten sperren im Verein mit genter Schützmannern den Schauplatz der schredlichen Tragödie ab, um den sich rasch Tausende und Ubertausende der aus ihren Betten aufgeschaukten Bürger voller Neugierde ansammelten.

Es dauerte dreiviertel Stunden, bis das durch das abgestürzte Luftschiff verursachte Feuer gelöscht und alle Toten und Verwundeten geborgen waren. Und während dies in feberhafter Eile bewerkstelligt wurde, freite hoch oben am dem nunmehr schon längst taghellen Himmel noch immer ununterbrochen der triumphierende Sieger und pfliff auf alles noch so wütende Schreien der in und um Gent herum stationierten deutschen Fliegerabwehrbatterien, die ihn schon vorher, ehe ihm die Vernichtung des Beppelins gelang, vergeblich zu treffen bemüht hatten.

Gläubige blaamsche Katholiken brachten noch am selben Morgen das dumme Geschwätz auf, daß dieses gerade über Gent erfolgte schauerliche Ende des L. Z. 37 die Strafe Gottes dafür sei, daß Oberleutnant van der Saeghen, der der reidenden und angesehenen genter Familie dieses Namens entstammte, gegen die Verbündeten seines eigentlichen Vaterlandes Belgien die Waffen führte.

Der britische Fliegeroberleutnant Warneford, der von diesen einsässigen Leuten als ein Werkzeug des Höchsten angesehen wurde, genoff indessen auch nicht immer den Beistand eines rettenden Schutzengels.

Er führte schon acht Tage darauf gelegentlich eines Übungsfuges über dem pariser Flugplatz zu Tode und folgte somit ziemlich rasch den von ihm behaupteten deutschen Luftschiffen, die auf dem genter Westfriedhof bestattet liegen, in das düstere Reich der Schatten nach.

Ein mächtiger, aus weißen Sandsteinquadern errichteter Gedenkstein, der im Januar 1918 im Beisein des erwähnten überlebenden Steuermanns errichtet wurde, bezeugt den letzten Ruhort der im Kampf gefallenen Besatzung des L. Z. 37 und bildet zugleich das einzige Wahrzeichen der vielen hundert deutschen Soldatengräber, die sich auf diesem stillen Friedhof blumigantier blaamscher Erde längs des brügger Kanals ausdehnen.

Heinrich Wandt.

## Macht und Liebe

Wir Menschen werden alle von zwei Kräften bewegt, die an sich einander gegensätzlich sind. Die zwei Seelen, die Goethe nach seinen Worten in der Brust fühlte, die fühlen wir alle. Wir tragen alle das Götliche in uns, und doch lernen wir alle auch den anderen Erieb in uns kennen. Diesen Erieb, der da die Mutter, als wir noch Klein waren, der Finger drohend heben ließ, wenn wir „Wöses“ taten. Diesen Erieb, der da auch im „guten“ Menschen vorhanden ist als Gemüthsgröße und als Trägheit oder als Verächtheit eines unglücklichen Augenblids.

Und auch im Götlichen selber wieder diese Zerrissenheit. Wir möchten die Welt umschlingen, und dann wieder lieben wir diese Klöße, die um uns ist, dieses Vertrautsein mit Heim und Freunden und Kollegen.

Dennoch aber erleben wir in uns wieder die Zusammenhänge zwischen der ansehenden Zerrissenheit. Aus der Dunkelheit einer freibleben Seele drängt es da plötzlich mit Macht zum Licht, und die schlechte Tat eines Menschen gibt uns so oft zu denken und wir reifen in die Tiefe hinein.

Die Welt ist Einheit einer großen Polarität. Wie die Erde sich bewegt um die zwei ruhenden Pole einer Ellipse, so bewegt sich das Geschehen der Welt um Gut und Böse, um Liebe und Macht.

Macht und Liebe sind die beiden wellbewegenden Eriebe des Geschehens. Aber die Macht herrschte stets. Der Machtrieb war immer der stärkere. Und die Liebe war nur nebenbei geduldet. Und

fie fügte sich immer der Macht und ließ sich immer blenktbar machen der Macht. Es galt immer nur die „Liebe“, die im Sinne der beabsichtigenden Machtverhältnisse war.

Und nun hat sich in dieser großen sozialen Bewegung der Schaffenden aller Welt zum ersten Male in der Geschichte die Liebe verbunden mit dem Mingen um Macht. Macht durch Organisation, Macht durch solidarische Einheit und solidarischen Willen, Macht, ja Macht, doch warum? Warum? — Zu welchem Ziele und Zweck? Nennt es, wie ihr auch wollt! Sagt Macht und Volk und Menschentum. Nennt es auch Gleichheit und Freiheit oder wie ihr wollt! Es ist die Liebe, dieser ewige Gegenpol der Macht, die da zusammen mit der Macht die neue Welt jetzt gestalten will.

Aus dieser Größe des geschichtlichen Augenblids heraus glif es, die Bewegung zu erfassen. Dann erfassen wir sie ganz. Dann ergafst sie uns ganz. Dann sind wir Kämpfer: geschlossene Persönlichkeit. Kämpfer zu Macht und zu Liebe, aus Liebe zu Macht und aus solidarischer Macht zu Liebe.

Und der Verband, dein Verband ist der lebendige Gegenwartsausdruck dieses Polaritätsgedankens der Welt. Du und die anderen! Recht und Opfer Geschlossenheit zu Macht durch den ethischen Treuegedanken der Solidarität.

Die Rolle der Welt äitern und beben. Etwas grenzenlos Großartiges wird. Die Liebe will sich mit Macht binden, der einzelne mit dem Gengen. Der kämpfende Verband treuer Glieder trägt den Weltgedanken einer neuen Harmonie. Dr. Gustav Hoffman

## Glück und Glas...

Jeder Mensch ersehnt sich das große Glück, das in plötzlichem Reichtum liegt. Durch einen Unfall in Amerika reich zu werden oder, was noch besser ist, das große Los zu gewinnen, für diese Zufälle liegen dann schon hundert Wünsche bereit, die das große Glück dem armen Häuflein Mensch ausbrüden. So ging es jetzt wieder einem kleinen Eisenbahnenbedienteten in Groß-Strelik, der bei der letzten Preussisch-Süddeutschen Klassenlotterie einen Teil des großen Loses gewann. Sein höchster Wunsch ging nun in Erfüllung und ein tiplopes Motorrad mußte her. In aller Eile wurde die Führerprüfung gemacht, dann ging es auf die Probefahrt, einen Freund als Beifahrer. Im Fahren war der Mann noch nicht sicher, bei der ersten Begegnung mit einem Führerwert ging die Sacke schief, er verlor die Gewalt über das Rad, fuhr in das Gespann hinein und nur als Leiche konnte der glückliche Lotteriegewinner herbeigebracht werden, während sein Beifahrer mit schweren Verletzungen davonkam. Nun hat die liebe Seele Ruhe.

## Märchenerzähler

Die gibt es heutigentags auch noch, nur beginnen sie ihre Erzählungen nicht mehr mit den Worten: Es war einmal, sondern mit dem Sprüchlein: Jenfeits unserer Grenzen, in einem fernem Land, wohnen gute Leute, die weit besser sind wie unsere Arbeiter!

Herr Dr. Poensgen-Düffelbork betätigt sich in der Deutschen Arbeiterzeitung, ein Blatt, das mit auffallend wenig Geist geleitet wird, als moberner Märchenerzähler. In einem Artikel „Amerikanische Wirtschaftseindrücke“ beweist er, daß die Wirtschaftsdinge von „unbegrenzter Möglichkeit“ gewirkt haben, denn er erzählt von in Amerika allgemein anerkannte Grundsätze: hohe Löhne, gesteigerte Kaufkraft belegen Produktion und fördern der industriellen Fortschritt, wohl richtig sei, aber in Deutschland aus hundert Möglichkeiten heraus zum Untergang der deutschen Wirtschaft führen müßte, dabei prophezeit er, daß es wahrhaftig der amerikanischen Metallindustrie nicht gelingen werde, die hohen Löhne auszuwerbelten. Im Grunde für diese „Wahrscheinlichkeit“ bemüht er sich nicht. Dann erwähnt er seine deutschen Landsleute, sich zu hüten, die Verdienste der besonders qualifizierten amerikanischen Arbeiter und der Spezialarbeiter den Verdiensten der deutschen Arbeiter gegenüberzustellen.

Herr Poensgen ist nicht der erste Beste, er zählt immerhin zu Deutschlands prominenten Wirtschaftsführern, die allortort in ein sehr gewichtiges Wort mitzureden haben. Soll in seiner Redewendung ein Urteil über die Leistungsfähigkeit der deutschen Industriearbeiter liegen? Das wäre wirklich eine Ungehörigkeit, die tiefergehend werden muß. Seit jeder hat der deutsche Arbeiter in dem Ruf gestanden, tüchtig und leistungsfähig zu sein und es gibt keinen Grund, dem Arbeiter von heute diese Tüchtigkeit abzusprechen. Deutschlands kraftvoller Aufstieg in der Nachkriegszeit ist zum guten Teil auf die Leistungsfähigkeit seiner Arbeiter zurückzuführen. Der deutsche Arbeiter nimmt es mit seinen Arbeitsleistungen noch jederzeit mit den amerikanischen Spezialarbeitern auf und ob in der deutschen Schwerindustrie oder in der amerikanischen mehr geschuftet werden muß, dieser Vergleich wird zugunsten der deutschen Arbeiter ausfallen, denn in Amerika werden nachweisbar keine höheren Produktionszahlen erreicht. Die Behauptungen des Herrn Poensgen sind taktlos. Scheinbar ist gegen deutsche Proleten alles erlaubt. Daß dieser Herr die amerikanischen gegen die deutschen Arbeiter auspielen möchte, ein Unterfangen, wogu ihm nun alles und jedes fehlt, geht aus dem Schlußabschnitt seines Artikels hervor, den man würdlich genossen haben muß:

Beachtlich ist, in wie hohem Maße der amerikanische Arbeiter auf den technischen Fortschritt eingestellt ist. Er ist stolz darauf, an der Straße zu stehen, die den Produktionsfortschritt im Lande hält. Er sucht den technischen Fortschritt zu fördern, auch wenn dadurch Arbeitskräfte frei werden. Ich sah in einem neuen Feinschneidwerk einen kontinuierlichen Ofen, der die Stürze an Stelle eines Platinensofens vorwärmt und damit eine Verdreifachung der Produktion brachte. Gleichzeitig wurde ein automatische Hebelhül hinter der Feinschneidung probeweise eingeführt. Bei den Versuchen mit diesem Tisch, die nach Schichtwechsel stattfanden, waren 50 bis 60 Arbeiter zugegen. Der Direktor des Werkes sagte zum Obermeister: Wenn Sie diese Sache zum Klappen kriegen, dann haben wir zu Weihnachten 600 Leute weniger.“ Eine Äußerung, die von den Umstehenden, die zum Teil mit zu den zur Entlassung kommenden gehörten, mit Weifall aufgenommen wurde. Sobiel Freude hatten sie an dem guten Funktionieren dieser neuen, Menschen ersetzenden Maschine. Sie wissen, daß die verbilligte Produktion wieder neue Arbeit schafft und sie bei dem augenblicklichen Aufschwung im Eisengeschäft sofort oder bald an anderer Stelle wieder lohnende Arbeit finden.“

Das Sprüchlein von der verbilligten Produktion und der dadurch an anderen Stellen neuerschaffenen Arbeitsgelegenheit ist den Arbeitern seit Jahren von den Industriellen vorgebetet worden. Damit wurden die Gewalttaten der Rationalisierungskräfte entschuldigt. Die Rationalisierung ist in schlimmster Form für die Arbeiter durchgeführt, aber eine Produktionsverbilligung ist an keiner Stelle zu beobachten, nur die große, langwährende Arbeitslosigkeit mit ihren sittlichen und materiellen Gefahren für die arbeitende Bevölkerung ist geblieben. Tatsachen, die heute allgemein bekannt sind. Man ist nur erlaunt über den Ignorismus, mit dem diese graufigen Märchen den Arbeitern immer wieder vorgeleiert werden. Die amerikanischen Arbeiter, die Weifall sollen, wenn ihnen das Sozialmal winkt, zu Hunderten auf das Straßenpflaster zu fliegen, ohne Unterstützung und ohne Aussicht, baldigt wieder eine Verdienstmöglichkeit zu finden, diese Arbeiter leben nur in der Phantastik eines Spießers, dessen Kadenstped die Hirnfunktion beeinträchtigt hat. Das Mingen der amerikanischen Arbeiter redet eine andere Sprache. Sollen solche Märchenerzähler, die die Spigen der deutschen Wirtschaft bilden, überhaupt noch ernst genommen werden? Wir werden den Spieß umbrechen, den in der öffentlichen Meinung herabgesetzten Arbeiter verteidigen und der Welt zeigen, daß das heutige Volk sich auf die Qualität seiner großen Wirtschaftsführer nichts argute halten braucht.

74



# Verbandsleben



## Die Organisierung der Arbeiterinnen Wie gewinnt man sie?

Zu der Frage: Wie gewinnen wir die Frauen? ist schon vieles gesagt, aber zu wenig aus der Praxis. So leicht, wie es die meisten Ratgeber sich machen, ist es nicht. Es geht auch nicht an, einfach nur Vertrauenspersonen und Betriebsräte aus dem Kolleginnenkreis zu wählen, und schon klappt der Laden. Wenn sie durch die Anstrengung der Frauen gewählt werden, ist natürlich gut und beachtenswert. Den Frauen jedoch mehr Raum geben, als sie sich erkämpfen, halte ich für unrichtig. Aus unserm Großbetrieb mit 500 Frauen darf ich berichten, daß die Frauen von den altbewährten männlichen Betriebsratsmitgliedern vertreten sein wollen. Und das ist durchaus verständlich. Glaubt jemand, bei der heutigen Arbeitsweise und diesen Meistern könne sich eine Kollegin als Vertreter durchsetzen? Versuche sind gescheitert. Leider muß es gesagt werden, auch zur Vertretung der Frauen sind bis heute die Kolleginnen, von Ausnahmen abgesehen, nicht allzusehr geeignet. Die Schulung und Erfahrung fehlt. Die Frauen betrachten die Frontarbeit in Fabrik und Kantor in den meisten Fällen als Übergangsstadium, deshalb wird die Sache mit der Organisation halb ernst genommen. Die einen, vielleicht die meisten, kommen auf der Nahrungssuche in die Fabrik, die andern suchen ihre Aussteuer usw. Sie nehmen es durchweg leichter als die Männer, gefühlsmäßiger. Aufmerksamere Beobachter geben mir recht, wenn ich sage, sie fühlen sich noch nicht als Proletarier. Suchen schon durch Kleidung (das soll natürlich kein Bodentwurf sein) mehr zu scheitern. Diejenigen, die das nicht mehr tun und wirkliche Proletarierinnen sind, machen keinen Eindruck mehr bei ihren Gleichen. Gefühl ist bei den Frauen eben alles. Lachen und Weinen sind nahe beisammen. Hier muß man einfaches, heim Gefühl. Mit Energie. Wer vertreten sein will, muß organisiert sein. Ein Anschauungsunterricht, daß der gezahlte Verbandsbeitrag sich bezahlt macht, ist leicht zu geben.

Bei uns sind aus diesem Grunde die Agitationsmöglichkeiten sehr groß. Wie betreiben werden kann, sind die Frauen unseres Betriebes zu 90 bis 100 organisiert. Mit dem Besuchen von Versammlungen, wo ja, es tut sich was. Schwer kann man Frauen dazu bringen. Sag mir keiner, die Männer wollten nur immer wieder Männer. Es muß schon raus: Mühte mit den Männern, soviel Anstände gemacht werden, wäre es schlimm. Übrigens, wenn ich Frauen sage, meine ich nicht verheiratete Frauen. Diese müssen bei uns, wenn der Mann nicht erwerbsunfähig ist, entlassen werden. Meiner Ansicht ein nachahmungswertes Beispiel, wenn auch im Prinzip vielleicht nicht ganz richtig, so doch zeitgemäß. Was ebenfalls notwendig ist, im Familien- und Berufsberatungsbereich darauf hinzuwirken, wo die Frauen hingehören. Dann denen, die nicht wollen, den Rücken zeigen. Ein Unorganisierte, ob Frau oder Mann, ist ein Gegner. Weg damit. Was sagt im Betriebe alle Aufmerksamkeit und Aufmerksamkeit für die Organisation, wenn man dann im Haus mit Gegnern verkehrt?

Richtig aufklären kann man die Frauen erst, wenn sie sich entschlossen haben, zu uns zu gehören. Das Aufklären ist eine äußerst persönliche Sache. Man muß jede Einzelne bearbeiten, bei jeder auf ihre ganz persönlichen Wünsche eingehen. Doch immer wieder mit Teilnahmsvolle und Energie, wenns sein muß, mit ein bißchen Geduld. Über den Einbruch der Frauen, bei den Männern sei noch Übergang zu tun, will ich schweigen. Bei der Organisierung der Frauen heißt Geduld und Beharrlichkeit zeigen.

Franz Ulrich

## Ein „revolutionärer“ Kampf in Neunkirchen

Es wird uns geschrieben:  
Das Eisenwerk Neunkirchen a. d. Saar, die ehemalige Hochburg des Königs Stumm, beschäftigt noch rund 6000 Arbeiter. Der Gewerkschaftsverband hat unter der Arbeiterchaft nie recht Fuß gefaßt. Der DGB konnte erst in der Nachkriegszeit etwas Boden gewinnen. Wie überall in solchen Fällen trat eine starke „Radikalisierung“ der Arbeiterchaft ein. Sie glaubt, von heute auf morgen ihre Forderungen durchsetzen zu können. Als ein Teil der Belegschaft sah, daß nur in zähen Ringen Erfolge zu erzielen sind, traten sie aus dem Verband wieder aus und ließen sich dort zurück, wo sie hergekommen waren. Hierzu hat freilich die kommunistische Partei ihr reichlich Teil beigetragen.  
Die neuen Richtlinien zur Wahl „revolutionärer“ Betriebsräte und zur Schaffung von „Kampfringern“ wurden auch in Neunkirchen praktisch angewandt. Zur Freude unserer Gegner fand die diesjährige Wahl zum Arbeiterausschuss nach den Richtlinien der SPD statt. Von 20 zu wählenden Ausschussmitgliedern entsandten auf die Spitze der „Revolutionären mit Unorganisierten“ 10 Kandidaten. Die übrigen verteilten sich auf den DGB, die Christen und Kirche. Der DGB erhielt 5 Sitze. Ein solch revolutionärer Sieg muß natürlich ausgewertet werden. Ganz im Stillen wurde eine Teilbewegung vorbereitet. Von der Einladung wurden nur die oppositionellen Arbeiterausschussmitglieder beauftragt. Am 9. August wurde für die Belegschaft des Hauptwerkes noch eine Forderung zur Erhöhung des Stundenlohnes von 20 G. die Stunde gestellt mit dem Vermerk, daß bis zum 10. August 14 Uhr die Direktion bereit erklären sollte, ob sie die 20 G. zahlen wolle oder nicht. Die Direktion sagte am 10. August zu, daß sie am 12., spätestens aber am 13. August bereit sei, über diese Forderungen zu verhandeln. Ohne die Verhandlungen abzuwarten und ohne eine Abstimmung vorzunehmen, wurde die Belegschaft am Samstagmorgen (am 10. August) von der Opposition in den Streik getrieben. Zwei angrenzende Betriebe traten sofort in einen Sympathiestreik ein. Rund 800 Arbeiter fanden auf der Straße, was den den größten Teil nicht wußte warum. Während der ersten Kampfstage wurden die Forderungen teilweise erfüllt und neue kamen dazu. Die Einzelkämpfer war groß. Manche doch erklärt, die Direktion muß zu uns kommen! Die Kampfleitung nach politischer Richtung wurde gelähmt.  
Im Besonderen, andere Betriebsabteilungen mit in den Kampf zu geben, hat es nicht geschafft. Man hat jedoch wenig Verständnis gesehen. Selbst „Inventar“ Arbeiterausschussmitglieder sind den Parolen nicht gefolgt. Von einigen „Oppositionellen“ wird behauptet, daß sie während der Streiktage in bescheidenen Abteilungen recht fleißig gearbeitet hätten.

Am vierten Streiktag wurde als letzter Rettungsanker der Generalstreik ausgeworfen, nachdem bereits ein großer Teil der Streikenden in die Betriebe zurückgekehrt war. Tags darauf erfolgte der Abbruch. Eine Versammlung, die nicht nur von streikenden, sondern auch von berufsfremden Arbeitern besucht war, beschloß unter Protest die Arbeit aufzunehmen — aber Maßnahmen dürften nicht stattfinden. Das Neunkirchner Eisenwerk arbeitet seit dieser Zeit wieder mit Hochdruck, aber 60 Arbeiter liegen als Gemahrgelte vor den Toren. Das ist das Ergebnis der „revolutionären“ Strategie.

Die Gewerkschaften als Tarifträger wurden von der Einleitung des Kampfes nicht unterrichtet, sie wurden vielmehr, wie so oft in solchen Fällen, vor vollendete Tatsachen gestellt. Ein Eingreifen war nicht möglich. Daß sie trotzdem für den Zusammenbruch und die Folgen verantwortlich gemacht werden, sei der Vollständigkeit halber nur erwähnt. Für die Kollegen muß diese Bewegung eine ernste Mahnung, aber auch gleichzeitig ein Ansporn sein, alles dranzusetzen, daß sich derartige Vorgänge nicht mehr wiederholen.

## Eine SPD-Granate im Reichstag

Die SPD braucht immer Sensation, um ihre Gläubigen bei guter Laune zu erhalten. Da es nicht immer Sensation gibt, wird solche von den Publizistinnen erdacht. Einen Hauptschlagers hiebete vor einiger Zeit die illegale Granate auf dem Tisch des Reichstages, die der Kommunist Thesen mit Verblichungsreden gegen geheime deutsche Kriegsstützungen und schamlosen Verleumdungen gegen die Gewerkschaften und die deutsche Sozialdemokratie schwauchte. Das dicke Ende kam hinterher und das hatten arme Proleten zu spüren. Leider haben sie sich dann weniger Klassenbewußt benommen.

Diese Granate ist — wie heute feststeht — aus dem Geschäftsbetrieb des Völkervereins gestohlen und stammt aus einem legalen, nach dem Friedensvertrag zulässigen Auftrag der deutschen Reichswehr. Ob diese Granatenbauerei überhaupt notwendig ist, mag hier ununtersucht bleiben, wichtig ist nur, werden geheime Rüstungen — wie der kommunistische Reichstagsabgeordnete behauptete — überhaupt betrieben. Diesen Beweis hat der Kommunist nicht erbringen können und seine Behauptungen konnten als Lügen glatt zurückgewiesen werden. Im Völkerverein legten sich aber inzwischen die Arbeiter, die die Granate im Auftrag der SPD gestohlen hatten, selbst herein. Ein Arbeiter stand sehr stark im Verdacht, der Täter zu sein. Er wurde entlassen. Es gelang ihm, von unserm Verband als Gemahrgelter anerkannt zu werden, da er hoch und heilig versichert, an der Granatenfabrikerei nicht beteiligt gewesen zu sein. Nebenher schrieb er aber einen anonymen Brief an die Direktion, wünschig wieder eingestellt und für die Zeit seiner Arbeitslosigkeit mit 300 M. entschädigt zu werden, dann würde er auch die ganze Geschichte mit dem Granatendiebstahl aufdecken und die Schuldigen ans Wasser liefern. Die Einstellungsanklage und das Geld sollte bei dem Vorfall niedergelegt werden. Also eine ganz gemüthliche Exzelsion, die einer revolutionären Kampferlebe vom Schlag der SPD durchaus würdig ist. Der anonyme Briefschreiber wurde daraufhin von der Polizei festgenommen, bei der Vernehmung hat er dann seine Angaben widerrufen; er wisse von der Granate überhaupt nichts. Dabei hatte er sich aber schon soweit verplappert, daß die Ermittlungen ermittelt werden konnten. Ein Betriebsrat wurde mit seinem Bruder verhaftet, sie gestanden alles und machten noch den Rest der Mitbeteiligten namhaft. Vom Rest wurde daraufhin der Betriebsratsvorsitzende Schillat, das Betriebsratsmitglied Weigner und 17 weitere Arbeiter entlassen. Dieser Weigner, der eigentlich seine Mitbeteiligten verraten hatte, legte sich nun auf die Knie, er hat, man solle ihn weiterbeschäftigen, dann würde er sich auch um nichts mehr kümmern und die SPD könne ihn mit ihren Karolen ganz gestohlen bleiben, auch würde er sein Betriebsratsmandat sofort niederlegen. Von den übrigen entlassenen Arbeitern ist der größte Teil auf unserm Verbandsbüro erschienen und es ist unsern Kollegen gelungen, die Entlassung der Arbeiter, die demagogiert waren, aber nachweisen konnten, daß sie mit dieser kommunistischen Sensation nichts zu tun gehabt hatten, wieder rückgängig zu machen.

Mit dieser Geschichte hat wieder einmal ein mit riesigem Pomp gewählter revolutionärer Betriebsrat ein unruhiges Ende gefunden. Einige kommunistisch gestimmte Arbeiter, die durch die Verbändehilfe mit dem Namen Ange boten kamen, einige, die Brot und Arbeit verloren haben, und einige, die dem Staatsanwalt verfallen sind, der gegen sie Klage wegen Landbesitz und Diebstahl erhoben hat, das sind die Opfer. Eine Reihe unglücklicher Arbeiter, die ihr Schicksal dem Sensationsbedürfnis der SPD, der Helferin der Reaktion verdanken.

## Ergebnisse der Verhandlungsfähigkeit

Beitrag Seite. Durch Schlichtung des Schlichtungsausschusses wurden die Löhne der Gesellen der Schlosserzweigsinnung für Stadt und Kreis Verbrunn am 4. und 5. erhöht. Der Lohn beträgt ab 24. Juli im ersten Gehaltsjahr 55 J., bis zum vollendeten 21. Lebensjahr 68 J., vom 21. bis 22. Jahre 81 J. und über 22 Jahre 91 J. die Stunde. Gleichzeitig sind erstmals die Lehrlingslöhne in folgender Höhe festgesetzt: Im ersten Lehrjahre 4 M., im zweiten Lehrjahre 6 M., im dritten Lehrjahre 8 M. und im vierten Lehrjahre 11 M. die Woche. Der Schlichterspruch ist für verbindlich erklärt.

## Ungewöhnlicher Wärmehaus in Tug

Die Schmetzschule Tug lobt zur Teilnahme an ihrem vierzehnten Männerkurs ein. Die Lehrgänger, die in diesem Kurs im Vordergrund stehen, sind: Wirtschaftskunde, Geschichte, Pädagogik und Volkswirtschaft, Staatsrecht und Staatslehre, Gewerkschaftslehre, Arbeitsrecht, Erziehungswissenschaften. Aufnahme finden Bewerber im Alter von 18 bis 30 Jahren, die keine höhere als Volkshochschulbildung gewonnen haben. Die Bewerber haben einen selbstgeschriebenen Lebenslauf einzubringen, aus dem neben Alter, Staatsangehörigkeit, Berufs- und Schulbildung, der Bildungsgang und der Zweck hervorgeht, der mit dem Besuch der Schule angestrebt wird. Ferner ist ein Aufsatz abzugeben, über den den Bewerbern von der Schulleitung nähere Mitteilung gemacht wird.

Das Schulgeld, in dem die Kosten für Wohnung und Verpflegung inbegriffen sind (Wohnung: mäßig), beträgt für den ganzen Kurs für Lehrlinge 150 M., für die übrigen Reichsbürgern 180 M., für Ausländer 200 M. Das Schulgeld ist bei Kursbeginn zu entrichten. Hierzu tritt die Verpflichtung, durch regelmäßigen Arbeitsbesuch (8 Stunden wöchentlich) an der Erhaltung der Schule mitzuarbeiten.  
Der Kurs beginnt am 14. Januar 1930 und dauert bis 15. Juni 1930. Die Bewerbungen sind spätestens bis 15. Oktober 1929 einzureichen. Die Entscheidung des Lehrkollegiums über die Aufnahme erfolgt Mitte November 1929. Anfragen und Bewerbungen ist freimärkig beizufügen. Die Leitung der Schmetzschule Tug.

## Zwei Jubilare

Meiner Ortsverwaltung in Oetraf in Thüringen kann zwei herbene Kollegen als Jubilare ehren, es sind dies Heinrich Thelen, eingetrag. am 12. Januar 1880, und Carl Göter, eingetrag. am 1. Oktober 1904. Wir grüßen diese Kollegen wegen ihrer Treue zum Verband.

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphendresse: Metallvorstand Stuttgart  
Telephon-Nummern: C.-21. 62841, 62842, 62848

Mit Sonntag dem 29. Sept. ist der 40. Wochenbeitrag für die Zeit vom 29. September bis 5. Oktober 1929 fällig.

**Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:**  
Auf Antrag der Verwaltungsstelle Berlin:  
Der Werkzeugmacher Paul Burnelett, geb. am 8. April 1898 zu Elbing, Mitgliedsbuch Nr. 6,575 781, gemäß § 22 Abs. 1c.  
**Gestohlen wurde:**  
Mitgliedsbuch Nr. 6,741 942, lautend auf den Mechaniker Kurt Dorn, geb. am 26. August 1912 in Roffen. (Leipzig.)  
Stuttgart, Alleestraße 16. Der Verbandsvorstand.

## Zur Beachtung! • Suzug ist fernzubalten:

von Carosierarbeitern aller Branchen nach Basel St.; von Elektromontieren nach Hamburg (Schwachstrom); A. = Lohnbewegung; D. = Differenzen; v. St. = Streit in Sicht; St. = Streit; M. = Mahnung; Wi. = Mißstände; U. = Auspers. Anträge auf Verhängung von Sperren müssen von den Ortsverwaltungen über die Bezirksleitungen an den Vorstand eingereicht werden und ausreichend begründet sein.

## Jubilarefeier in Bamberg

Am 1. September hielt die Verwaltung Bamberg eine Jubilarefeier ab, um 15 Kollegen für 25jährige Mitgliedschaft zu ehren. Der Kollege Dolterweich begrüßte die Jubilare und deren Angehörige. Der Bezirksleiter Menius, Nürnberg, hielt die Festansprache. Er bezeichnete diesen Tag als einen Ehrentag für die Ortsverwaltung Bamberg. Bereits im Jahre 1928 konnte Bamberg das 25jährige Bestehen der Bezirksstelle feiern und dabei 7 Kollegen für 25- und mehrjährige Mitgliedschaft ehren. Der Redner führte die Entwicklung des Verbandes und seine Kämpfe vor Augen. In der Verwaltung von Arbeitslosen- und Krankenunterstützung habe der DGB Millionen an seine Mitglieder ausbezahlt, durch die Einführung der Invalidenunterstützung einen längst gehegten Wunsch der Mitglieder erfüllt. Die Kollegen, die heute 25 Jahre mit im Kampfe stehen, hätten das alles mitgemacht. Unsere Jugend sei zu ermahnen, in die Fußstapfen der Jubilare zu treten. Die Jubilare beglückwünschte der Hauptvorstand, die Bezirksleitung und die Ortsverwaltung zu ihrem Jubiläum. Kollege Menius überreichte dann den 15 Jubilaren ein gut gearbeitetes Diplom mit Verbandsnadel. Im Namen der Geehrten dankte Kollege Heinrich. Er wünschte, daß der Verband getreu seinen Aufgaben weiter erstarke möge. Bei herrlichstem Herbstwetter waren Jubilare und Festgäste schließlich bis in später Stunde beisammen. Ein prächtiges Feuerwerk beendete die Feier.

## Conny Büsch †

Conny Büsch, der lebenslustige, springlebendige Kerl ist nicht mehr. Am 12. September fuhr er mit dem Motorrad nach Jagen, um Unterstützungsgelder für seine Kollegen zu holen und um Rücksprache mit der Bezirksleitung über die Kampfführung in Kronenberg zu nehmen. Diese Fahrt sollte seine letzte sein. In Warmen führte er beim Überqueren der Wupper über das Brückengeländer. Erst nach längerer Zeit fanden ihn einige des Weges kommende Arbeiter blutüberströmt im wasserlosen Wupperbett. 24 Stunden nach der Entdeckung ins Krankenhaus ist er verstorben. Man muß Büsch im Kreise seiner Kronenberger Mitgliedschaft gesehen haben, um zu ermessen, was die örtliche Arbeiterbewegung und der Deutsche Metallarbeiter-Verband verloren hat. Als Funktionär des Verbandes war er früher in Opladen tätig. Mit dem ganzen Feuer und dem Talent der Jugend, die da glaubt, die Sterne vom Himmel holen zu können, setzte er sich für die Forderungen seiner Belegschaft ein. Im Frühjahr 1924 wurde er dann als Leiter unserer Kronenberger Verwaltung gewählt. Seine Offenheit, seine Freundlichkeit und vor allem sein goldener Humor weckten ihm überall Freunde. Sein Leben und Wirken galt seinen Kollegen. Rastlos eilte er in Kronenberg von Betrieb zu Betrieb, um Mißstände zu beheben, den Arbeitern zum Recht zu verhelfen. Besonders die Branche der Großzeugschleifer, die Gruppe, die am meisten unter Gesundheitsgefahren zu leiden hat, war sein Tätigkeitsfeld. Wagnung, mit 36 Jahren, war seinem Wirken ein Ziel gesetzt. W. F.

## Schriftenschau

Die Deutsche Liga für Menschenrechte gibt jeben einen Führer für ihre Organisation heraus. Auf zwölf Seiten finden wir das Wissenswerte von der Liga zusammengefaßt. Die Körperschaften, die Satzungen, die Tätigkeit von 1914 bis zur Gegenwart. Das Wesentliche ihrer Arbeit auf dem Gebiete für den Völkerverfrieden und im Kampfe für die Menschenrechte. Der Führer ist unentgeltlich bei der Deutschen Liga für Menschenrechte, Berlin, Mondriouplatz 10, Eing. I. zu beziehen.  
Jahrbuch 1928 des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 323 Seiten. Berlin 1929. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Preis in Leinen gebunden 8,75 M., kart. 8 M. Durch die Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes bezogen zum Organisationspreis von 6,60 M., kart. 6 M. Das Jahrbuch 1928 des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, das jeben erschienen ist, unterscheidet sich von den vorhergehenden Jahrbüchern durch eine neue Gliederung des Stoffes, welche die Unterrichtung in dem weiten Gebiete der modernen Gewerkschaftspolitik erleichtern wird. Es ist in drei Hauptteile gegliedert. Der erste Teil behandelt Wirtschaft und Politik. Die Gestaltung der Arbeitsbedingungen, die eigentliche Gewerkschaftstätigkeit in Verbindung mit der Entwicklung des DGB wird im zweiten Teil behandelt und der dritte Teil gibt eine Darstellung der wirtschaftlichen Unternehmungen der Gewerkschaften. In keiner anderen Veröffentlichung kommt die moderne Gewerkschaftspolitik in einer so vollendeten Form und so zeitgemäß zum Ausdruck, wie in diesem Menschenrechtsbericht.  
Die Frauenvwelt. Ein Blatt, welches auf die Wünsche und Bedürfnisse der arbeitenden Frau zugeschnitten ist. Es hält sich frei von vorzugenem, bürgertlich-sentimentalem Kuschel in Wort und Bild und bringt in scharfer Aufmachung und mit gutem Mißverständnis das Beste für Anklärung, Bildung und Unterhaltung der Frau. Die Schriftleitung liegt in den Händen der Genossin Toni Sender. Besonders wertvoll ist der Roberteil, der Gutes, Geschnadvolles und Solides bietet. So ist die Frauenvwelt die beste Hilfe für die Arbeiterfrau. Sie erscheint 14tägig zum Preise von 40 J., Ausgabe B mit Schnittmusterbogen kostet 50 J. Verlag F. G. B. Dieckmann, Berlin SW 68, Lindenstr. 3. Bestellungen bei allen Postanstalten oder Buchhandlungen.

# So gehts jetzt in Polen

Von Victor Kalinowski

Wohl in keinem europäischen Lande hat die Arbeiterklasse einen so schweren Kampf ums Dasein zu führen wie gerade in Polen. Das gewerbliche Leben steht fast still, besonders in der Bau-, Metall- und Textilindustrie. Dadurch werden auch die kleineren Industrien in Mitleidenschaft gezogen, weil sie von außen keinen belebenden Antrieb erhalten. Infolgedessen verstärkt sich auch die Arbeitslosigkeit, Entlassungen und Feierschichten sind an der Tagesordnung. Die Löhne sind so niedrig, daß sie kaum für den notwendigsten Lebensbedarf ausreichen. Dazu gesellt sich eine ständig voranschreitende Teuerung, die von der Regierung nicht gehemmt wird und den Spekulant aller Gattungen die Taschen bis zum Rande füllt. Die soziale Gesetzgebung ist fast völlig zum toten Buchstaben, der Achtstundentag zu einer leeren Floskel geworden.

Diese für die Arbeiterschaft äußerst mißliche Lage beutet das Bürgertum für seine arbeiterfeindlichen Zwecke aus. Gegen die sozialen Errungenschaften der Arbeiterklasse, gegen Gewerkschaft und Partei steht das Bürgertum immerwährend in offener Kampfstellung. Die Politik der niedrigen Löhne und langen Arbeitszeit wird ergänzt durch planmäßige Aufpeitschung der niedrigsten Instinkte. Fabrikanten, Junker und Händler organisieren einen schrankenlosen Raubzug auf die Taschen der werktätigen Masse. Die Funktionäre der Gewerkschaften werden terrorisiert und zur Strecke gebracht, Aussperrungen werden vom Zaune gebrochen, Streiks entfesselt, tarifliche Vereinbarungen mißachtet, die Unterstützungskassen für Erwerbslose gedrosselt durch Minderung der Unternehmerbeiträge.

So wie eben geschildert, wird die Lage durch eine Entschleißung der freigewerkschaftlichen Verbandsvorstände charakterisiert, die kürzlich in Warschau beisammen waren. Dies trübe Bild ist keineswegs zu schwarz gemalt. Im Gegenteil, die Merkmale der gesamten Regierungs- und Unternehmerpolitik deuten darauf hin, daß man die Zustände in Mussolinien herbeiführen möchte. Da gilt es vor allem, die freien Gewerkschaften und die Sozialdemokratische Partei, die stärksten Hindernisse des Strebens der Reaktion, niederzuwerfen. Zu diesem Zwecke wurde eine Gegenorganisation gegründet, die sogenannte revolutionäre Fraktion der Polnischen Sozialdemokratischen Partei. An deren Spitze stehen meist ehemalige führende Genossen, die in der Partei nicht auf ihre Kosten gekommen sind. Die Herren Jaworowski und Spotanski, die in Warschau den einflussreichen Posten als Präsident des Stadtrats und als zweiter Bürgermeister bekleiden, sind die Haupt dieser „revolutionären Fraktion“. Städtische Angestellte und Arbeiter, die ihrer „Fraktion“ nicht beitreten wollen, werden außer Stellung gebracht und durch Postenjäger ersetzt. Die Bedürfnisse der steuerzahlenden Arbeiterschaft finden überhaupt keine Berücksichtigung mehr. Notstandsarbeiten werden nicht in Angriff genommen, der Wohnungsbau findet keine kommunale Belegung, zur Milderung der für die arbeitende Bevölkerung erschreckenden Wohnungsnot werden keine Mittel bereitgestellt, den Hausagrarier dagegen werden zur Erstellung gewinnbringender Häuser hohe Anleihen aus der Stadtkasse bewilligt.

Die „revolutionäre“ Fraktion, die Pilsudski als ihren Säulenheiligen anbetet, hat zwar auf die breite Arbeitermasse überhaupt keinen Einfluß, wird jedoch regierungsseitig gefördert und darf von der staatlichen Futterkrippe die spärlichen Brosamen auflesen. Organisierte Arbeiter, besonders aber Verbands- und Parteifunktionäre werden in Betrieben, in Versammlungslokalen und auf offener Straße überfallen und schwer verletzt, ja sogar ermordet. Die Polizei verhält sich dabei untätig und läßt die Banditen gewissermaßen mit Ehrenbezeugung laufen. Wenn sie mal ein Protokoll aufnimmt, dann haben die Verbrecher gewöhnlich keine weiteren Folgen zu befürchten. Fast täglich berichtet die Arbeiterpresse von solchen Überfällen, täglich wird die Bevölkerung von Gewaltakten der nationalsozialistischen Rollkommandos beunruhigt. Wie weit der verbrecherische Übermut der polnischen Hakenkreuzler schon gediehen ist, beweist die Tatsache, daß sie selbst in Kaufläden bewaffnet eindringen und die Kaufleute zwingen, freigeorganierte Angestellte zu entlassen und durch „fraktionelle“ zu ersetzen.

Was die Regierung auf politischem Gebiete vorbereitet, vollenden die Unternehmer im Rahmen der Wirtschaft. Den amtlichen Rechtsbrüchen reiht sich würdig an die Mißachtung aller Arbeiterschutzgesetze durch die Unternehmer und ihre Beauftragten. Da ist vor allen Dingen der gesetzliche Achtstundentag. Aber ein Unternehmer, der sich danach richtet, ist mit der Laterne zu suchen. Eine Ausnahme macht nur das graphische Gewerbe, in dem zu 81,5 vH der Achtstundentag eingehalten wird. In allen anderen Berufen wird er erheblich überschritten. In den einzelnen Industrien betrug die durchschnittliche Arbeitszeit je Woche:

Industrie	Stunden	Industrie	Stunden
Holz- und Lederindustrie	54,9	Steinkohlenbergbau	50,2
Banwesen	51,6	Chemische Industrie	48,3
Hüttenindustrie	50,8	Metallindustrie	47,7
Mineralien	50,4	Graphische Industrie	47,0
Durchschnitt 49,6 Stunden			

In kleineren Betrieben ist die 10- bis 12stündige Arbeitszeit die Regel, im Handwerk noch länger. Das Gesetz schreibt zwar die 46-Stundenwoche vor, also ein Gesetz, das theoretisch das beste von Europa ist. Wie es aber in der Praxis beachtet wird, zeigt obige Zusammenstellung. Inwiefern zufriedenstellend in Anbetracht der Umstände schneidet neben dem Buchdruckgewerbe nur die Metallindustrie ab. Deutlicher noch springt in die Augen die Überschreitung der Arbeitszeit in Polnisch-Oberschlesien gegenüber Deutsch-Oberschlesien. Danach arbeiteten über 48 Stunden wöchentlich von je 100 Arbeitern:

	In Deutsch-Oberschlesien	In Polnisch-Oberschlesien
In der Metallindustrie	28	54,9
chemischen Industrie	15	65,7
im Baugewerbe	17	85,8
im Buchdruckgewerbe	4	33,5

Die Arbeiterschaft der polnischen Metallindustrie hat gegenwärtig schwere Zeiten durchzumachen. Die Löhne sind völlig unzureichend, reichen in der Spitze kaum an 10 Sloty täglich heran. Die meisten Metallarbeiter verdienen erheblich weniger, obwohl der amtlich ermittelte Daseinsmindestsatz 300 Sloty je Monat beträgt. Trotzdem versuchen die Metallindustriellen immer wieder, diese Hungerlöhne noch weiter zu drücken. Vor allem wollen sie den Metallarbeiterverband vernichten. In dieser Hinsicht sind sie besonders im Bezirk Bjelsk-Biala (früher Österreich-Schlesien) rücksichtslos vorgegangen. Sie terrorisierten die Verbandsfunktionäre, warfen sie auf die Straße, regelten die Löhne nach unten und versuchten, den Metallarbeitern sämtliche sozialen Errungenschaften zu rauben. Als sich die Metallarbeiter zur Wehr setzten, den Lohnvertrag kündigten und eine Lohnerhöhung von 10 vH verlangten, wurden kurzerhand 6000 Metallarbeiter ausgesperrt und dabei der Öffentlichkeit vorgeredet, die Arbeiter hätten einen Streik mutwillig vom Zaune gebrochen. Das Gejammer der Unternehmer wird ins rechte Licht durch die Tatsache gerückt, daß sie fortwährend ihre Fabriken ausbauen, neue Maschinen bestellen, Villen bauen und sich kostbare Autos anschaffen. An der geschlossenen Abwehr der Metallarbeiter haben sich aber ihre Absichten zerschlagen. Nach sechswöchiger Dauer wurde die Aussperrung unter der Bedingung aufgehoben, daß am 16. September die endgültigen Lohnverhandlungen stattfänden.

Wenn es den Arbeitern schlecht geht, geht es den Unternehmern gewöhnlich um so besser. Jede Krise endet für sie mit ansehnlichem Profit. Die von 1924 brachte den ober-schlesischen Hütten- und Metallindustriellen eine Verlängerung der Arbeitszeit von 8 auf 10 Stunden. Die Regierung zwangen sie zu Frachtleistungen. Etwa 15 Millionen Sloty Einkommensteuer wurden ihnen geschenkt. Durch künstliche Aufblähung der Arbeitslosigkeit konnten sie über vier Jahre lang die Lohn- und Arbeitsbedingungen nach eigenem Ermessen regeln, weil radikale Schreier und nationalranke „Arbeiterfreunde“ die ober-schlesischen Metallarbeiter mit Ohnmacht geschlagen haben. Die Werksbesitzer durften dann an die Belegschaft der Bismarckhütte das Ansinnen stellen, die Löhne um ein ganzes Viertel abzubauen. Aber nicht genug damit. Der arme Zentralverband der Industriellen fleht noch die Regierung um Hilfe an, und zwar verlangt er Steuererhöhung und Steuerermäßigung, Berücksichtigung der Verluste bei zahlungsunfähigen Schuld-nern und der Wertpapierverluste, ferner der Reparaturkosten, der Entschädigung an den Aufsichtsrat usw. Die Herren Industriellen sind also gar nicht bescheiden, sie verlangen Unterstützung von derselben Regierung, der sie die Kosten der Arbeitslosigkeit aufhalsen.

Daß die Unternehmer keinen Grund zu klagen haben, beweisen die durchweg guten Gewinne des verflorenen Jahres. Nur drei Beispiele: die Bismarckhütte hatte etwa 5 Millionen Sloty Reingewinn, die Königs- und Laurahütte 3 190 747 Sloty, die AG. Giesche 10 823 900 Sloty. Den guten Geschäftsgang beweisen auch die fabelhaften Gehälter der höheren Werksbeamten. Monatsgehälter und Tantiemen von 30-, 50-, ja 70 000 Sloty sind auf diesen Werken etwas Selbstverständliches. Dafür könnten 200 bis 300 Arbeiterfamilien ernährt werden. Für die höheren Beamten besteht eine Krise nicht, sie werden nicht entlassen, im Gegenteil, die Zahl der Direktoren wurde vermehrt. Da ist zum Beispiel ein Werk, das vor dem Kriege 7000 Mann beschäftigte und von drei Direktoren mit einem Monatsgehalt bis zu 2000 Mk. geleitet wurde. Jetzt sind dort 16 Direktoren, dazu bei bedeutend kleinerer Belegschaft.

Die Arbeitslosigkeit hat für die davon Betroffenen um so schlimmere Nöte im Gefolge, als nicht allen eine Arbeitslosenunterstützung zusteht. Von den etwa gebuchten 110 000 Arbeitslosen sind nur annähernd 40 000 unterstützungsberechtigt, alle übrigen wissen nicht, wovon sie leben sollen. Dabei sind alle Nahrungs- und Bedarfsmittel unerschwinglich teuer und steigen fortwährend im Preise. Schieber, Spekulant, Wucherer und Großagrariere dürfen straflos das Volk ausplündern. Gegen den Lebensmittelwucher rührt die Regierung keinen Finger.

## Der schweizerische Verbandstag

Aus Bern wird uns geschrieben:

Der Verbandstag, der vom 12. bis 14. September in Bern tagte, war von ausländischen Gästen besucht und zählte insgesamt gegen 200 Teilnehmer. Nach dem Bericht des Vorsitzenden, Kollegen Hg., hat der Verband für die Arbeiterschaft der schweizerischen Metall- und Maschinenindustrie ganz bedeutende Ferien gebracht. Sie betragen für:

Arbeiter mit mehr als 1 Dienstjahr	2 Arbeitstage
„ „ „ 2 Dienstjahren	3
„ „ „ 5	5
„ „ „ 10	6
„ „ „ 15	12

Trotz der Schätzungen durch die kommunistische Quer-treiberien hat der Verband schönen Zuwachs erhalten, im laufenden Jahre wird er wiederum an 12 000 Aufnahmen zu rechnen haben. Der Mitgliederwechsel, obwohl noch bedeutend, ist gegen frühere Jahre erheblich zurückgegangen, was zum großen Teil den gut ausgebauten Unterstützungen zuzuschreiben ist. Auch finanziell hat sich der Verband seit dem letzten Verbandstag weitestgehend verbessert.

Nach dem Bericht des Zentralvorstandes, den der Sekretär Hirsbrunner erstattete, ist der stärkste Unterstützungs-zweig des Verbandes die Arbeitslosenversicherung. Sie bezahlt im Arbeitslosenfall für Verheiratete 60 vH des Lohnausfalls und für Ledige 50 vH. Die Verbesserung der Wirtschaftslage hat im vergangenen Jahre eine beträchtliche Entlastung gebracht. Im Jahre

1927 wurden 1 416 000 Franken an Arbeitslosenunterstützung ausbezahlt, im Jahre 1928 nur noch 857 000 Franken. In der Krankenkasse befinden sich 21 621 Mitglieder. Die Ausgaben an Krankengeld betrugen 503 426 Franken im Jahre 1928, im Jahre 1927 477 121 Franken.

Mit der Verbesserung der Wirtschaftslage nahmen die Bewegungen zu. Es wurden im Jahre 1928 148 Bewegungen mit 23 218 Beteiligten geführt, wovon 77 mit Erfolg, 66 mit teilweisem Erfolg und 6 ohne Erfolg abgeschlossen. Fast bei allen Bewegungen standen Lohn- oder Ferienfragen im Vordergrund. Verschiedentlich gelang es im Gewerbe und in der Uhrenindustrie Verträge abzuschließen. Die neue Teuerungswelle, hervorgerufen durch die Zollpolitik der Bayern, wird uns auch im kommenden Jahre große Kämpfe bringen. Es ist daher notwendig, die Werbearbeit eifriger fortzusetzen. Es wurde beschlossen, die Metallarbeiterzeitung künftig sechsstufig herauszugeben.

Im Anschluß an die Berichte wurde die Statutenänderung vorgenommen. In der Hauptsache handelte es sich um eine Vereinheitlichung der Streikunterstützung. Sie wird in Zukunft nach der Beitragszahlung gestaffelt sein, wobei die Ortszulagen in Wegfall kommen. Die Lösung bedeutet eine Erhöhung und Vereinheitlichung der Streikunterstützung.

Die Anträge der Ortsgruppen geben im allgemeinen wenig Anlaß zu Auseinandersetzungen, da sie sich im Rahmen einer vermehrten Bildungs- und Aufklärungsarbeit, sowie im Sinne einer Stärkung der Unterstützungen bewegen. Zur Frage der Bildungsarbeit wird ein Antrag des Zentralvorstandes angenommen, der die Bestrebungen folgendermaßen zusammenfaßt: „Den Mitgliedern soll Gelegenheit geboten werden, durch Abhaltung von Kursen und Vorträgen eine umfassende Kenntnis der Arbeiterbewegung und der wirtschaftlichen und politischen Struktur zu erwerben. Dabei sollen die Mitglieder der Arbeiterkommissionen besonders berücksichtigt werden. An Ortsgruppen, die für die Abhaltung von Kursen und Vorträgen infolge ihrer geographischen Lage besondere Auslagen haben, kann der Zentralvorstand Beihilfe gewähren.“ Der Schwerpunkt dieser Bildungsarbeit liegt also bei den Ortsgruppen, um den örtlichen Verhältnissen besser Rechnung tragen zu können. Im Rahmen vermehrter Bildungsarbeit liegt auch die bereits beschlossene Erweiterung der Metallarbeiterzeitung und der Lutte Syndicale, der französischen Zeitung des Verbandes.

Die Anträge, die auf einen weiteren Ausbau der Krankenkasse hinzuliefen, wurden vom Zentralvorstand zu eingehender Prüfung entgegengenommen in der Meinung, daß sich unter Umständen ein besonderer Kongreß der Krankenkassenmitglieder damit befassen soll.

Ein Antrag auf Schaffung eines Ferienheims wurde abgelehnt, weil in der Schweiz eine gut ausgebaut Naturfreunde-bewegung besteht, die genug Unterkunftsmöglichkeiten bietet.

Dann ging der Kongreß über zu einem Vortrag des Genossen Hg. über das Mitspracherecht in den Betrieben. Es ist im Rahmen dieser Abhandlung nicht möglich, näher darauf einzugehen. Wir bringen daher nur die Schlussfolgerungen, die in nachstehender Entschließung zusammengefaßt sind und die vom Kongreß einstimmig angenommen wurden:

„In verschiedenen Ländern bestehen besonders für die Industrie gesetzliche Bestimmungen, wonach den Arbeitern das Mitspracherecht in bezug auf Arbeitsbedingungen, Entlassungen usw. gewährleistet ist.“

Eine weitere Gewährleistung des Mitspracherechts ist in den Kollektivverträgen, die in vielen Ländern allgemeine Gültigkeit haben und in Kraft sind, enthalten.

In der Schweiz bestehen weder gesetzliche Bestimmungen noch Kollektivabkommen, die dem Arbeiter und den Gewerkschaften das Mitspracherecht gewährleisten.

Der Kongreß fordert die Ortsgruppen auf, überall eine intensive Propaganda für das Mitspracherecht zu entfalten.

Der Kongreß verlangt, daß die Kompetenzen der Arbeiterkommissionen in einem einheitlichen Reglement festgelegt werden und daß die Arbeiterkommissionen von den Unternehmern als Vertreter der Gewerkschaften anerkannt werden.“

Nachdem noch die Wahl der Zentralsekretäre in beständigem Sinn ausgefallen ist und der erweiterte Zentralvorstand sowie die Vertreter an den Gewerkschaftskongreß für eine weitere Amtszeit bestimmt worden waren, wurde der Kongreß mit einer Ansprache des ältesten Gastes, des Genossen Domes aus Wien, geschlossen.

## Der schwedische Verbandstag

Der Metallarbeiter-Verband Schwedens hielt seinen Verbandstag vom 18. bis 24. August in Stockholm ab. Seit dem letzten Verbandstag vor drei Jahren ist die Mitgliederzahl des Verbandes um 18 000 gestiegen; er zählt gegenwärtig 94 000 Mitglieder. In Schweden besteht noch ein Verband der Former mit etwa 6000 Mitgliedern, außerdem gibt es noch in der Metallindustrie etwa 1300 organisierte Arbeiter, die anderen Gewerkschaften angeschlossen sind. 87 vH aller in der Metallindustrie beschäftigten Arbeiter sind organisiert.

Die Reallohne der Arbeiter in den Maschinenfabriken sind seit dem Jahre 1913 um 25,8 vH für Berufsarbeiter und um 40,3 vH für ungelernete Arbeiter gestiegen. Der Lohnverdienst je Stunde betrug im dritten Vierteljahr 1928 in der ersten Teuerungsgruppe für Berufsarbeiter 1,51, für Ungelernte 1,27 Kronen. Geschulte Rohrlager verdienen in der ersten Teuerungsgruppe 1,71 Kronen, Hilfsarbeiter 1,26 Kronen die Stunde. Für die Arbeiter der Eisenwerke betrug der Durchschnittsverdienst im dritten Vierteljahr 1928 0,88, für Arbeiter an den Martinöfen 1,09, für Walzwerksarbeiter 1,01 Kronen (eine Krone = 1,12 Mk.). Die Arbeiter der Walzwerke bekommen außerdem noch billigere Wohnung, Brennholz und Beleuchtung.

Der Verbandstag in Stockholm war von 200 ordentlichen Vertretern besucht. Auch die Eisernen Internationale war zahlreich vertreten. Im Zusammenhang mit der Behandlung der Tätigkeit des Verbandes wurde die Frage der sogenannten Einheitsbewegung behandelt. Der Verbandstag beschloß mit 192 gegen 7 (kommunistische) Stimmen, daß kein Mitglied und auch keine Unterorganisation des Verbandes die „Einheitskomitees“ unterstützen darf, da sie sich verbandsschädigend betätigen. Weiter wurde beschlossen, in Zukunft an die gegen den Willen der Gewerkschaften vom Staate eingeführten Arbeitsgerichte mitzuarbeiten. Um größtmöglichen Einfluß zu erlangen, sollen die Gewerkschaften versuchen, viel Mitglieder als Beisitzer in die Arbeitsgerichte zu schicken. In bezug auf eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit wurde die Verbandsleitung beauftragt, Vorbereitungen zu treffen, daß zuerst die Arbeitszeit für die Arbeiter, die noch länger als 48 Stunden arbeiten, verkürzt wird. Der neue Verbandsvorstand erhielt den Auftrag, bis zum nächsten Verbandstag auf der Grundlage der Beschlüsse des internationalen Berufssekretariates ein Aktionsprogramm für nationale Fragen auszuarbeiten. Außerdem wurde der Vorstand ermächtigt, Sonderbeiträge so lange zu erheben, als der Kassenbestand weniger als 75 Kronen je Mitglied beträgt. Weiter erhielt der Vorstand den Auftrag, sich an die Schwedischen Arbeitervereine zu wenden, sobald wie möglich eine nationale Arbeitslosenversicherung einzuführen. Die zehn Angestellten des Verbandes wurden wiedergewählt. Der Verbandstag, getragen von einer seltenen Einmütigkeit, folgte in allen größeren Fragen den Vorschlägen des Verbandsvorstandes. Bei dem guten Organisationsverhältnis und der Opferwilligkeit seiner Mitglieder wird der schwedische Bruderverband auch in Zukunft in der Lage sein, die Sache seiner Mitglieder zu fördern.

C. Sch.

